This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

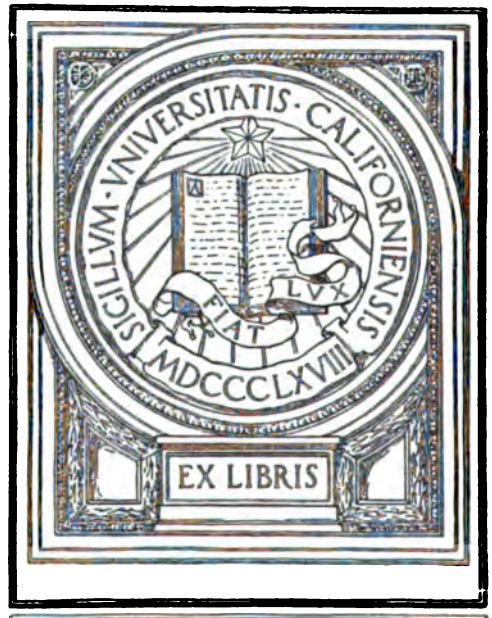
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 829 528

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Richard Wagner

in

Venedig.

Mosaikbilder aus seinen letzten Lebenstagen

von

Henry Perl.

Mit einem Vorworte und unter Benutzung
der Beobachtungen
des Herrn
Dr. Friedrich Keppler.

Augsburg 1883.
Verlag der K. B. Hofbuchdruckerei von Gebrüder Reichel.

BURDACH

Richard Wagner

in

Venedig.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

ML 410
W1173

Vorwort.

Nachdem wir dieses Büchlein „Mosaikbilder" überschreiben, sagen wir zugleich, daß es keinen Anspruch erhebt, mehr zu sein, als eine Aneinanderreihung kostbarer und minder kostbarer Steinchen und Splitter, die zusammengefaßt, den zahllosen Verehrern Richard Wagners ein getreues Bild von den kleineren und größeren Begebenheiten bieten, welche auf die letzten Lebenstage des großen Meisters zu Venedig gefallen sind, die Eindrücke und Empfindungen annähernd zu schildern versuchen, welche ihn bewegten. — Bei dieser unserer Aufgabe aber erachteten wir kein Steinchen als zu gering, um vom Wege aufgelesen und diesen „Mosaikbildern" einverleibt zu werden, sobald es zur schärferen Contour unseres Bildes beizutragen im Stande war.

Venedig, Mitte April 1883.

Henry Perl.

M343144

Ew. Hochwohlgeboren!

Sie verlangen Auskunft von mir über Richard Wagners Krankheit und letzte Lebenstage.

Richard Wagner litt an einer weit vorgeschrittenen Herzerweiterung, speziell Erweiterung der rechten Herzkammer mit consecutiver fettiger Degeneration des Herzfleisches. Außerdem war er mit einer ziemlich ausgedehnten Magenerweiterung und einer rechtsseitigen inneren Leistenhernie behaftet. Letztere war besonders schwer zurückzuhalten und außerdem lange Zeit durch ein möglichst unpassendes Bruchband malträtirt worden, so daß der erste Rath, den ich ihm überhaupt ertheilte, in der Verordnung eines passenden Bruchbandes bestand.

Die Leiden, von denen Richard Wagner in den letzten Monaten seines Lebens heimgesucht war, bestanden nun zunächst in Störungen, die vom Magen und Darm aus-

gingen, vor allem in hochgradigem Matorismus, hiezu gesellten sich dann, aber immer erst secundär sowohl durch directe mechanische Beengung des Brustraumes in Folge der massenhaften Gasentwicklung in Magen und Gedärmen, als durch Reflex von den Magen- auf die Herznerven, qualvolle Störungen in der Herzaction, welche schließlich durch Ruptur der rechten Herzkammer die Katastrophe herbeiführten; daß die zahllosen psychischen Aufregungen, welchen Wagner durch seine eigenthümliche Geistesanlage und Geistesrichtung, durch seine scharf prononcirte Stellung zu einer Reihe brennender Fragen in Kunst, Wissenschaft und Politik, durch seine merkwürdige gesellschaftliche Position, alltäglich ausgesetzt war, viel zur Beschleunigung des unglücklichen Endes beigetragen haben, ist selbstverständlich.

Der Anfall selbst, der dem Leben des Meisters ein so jähes Ende setzte, muß eine ähnliche Veranlassung gehabt haben, doch kann ich mich auf diesbezügliche Vermuthungen nicht einlassen.

Die ärztliche Behandlung, die ich Wagner angerathen hatte, bestand in Massage des Unterleibes und Applikation eines passenden Bruchbandes; arzneiliche Behandlung ver-

mied ich ſoviel als nur möglich, da Wagner die üble Gewohnheit hatte, viele und ſtarke Arzneimittel, welche ihm von verſchiedenen Aerzten, die er ſchon früher conſultirt hatte, verordnet worden waren, oft in großen Mengen durcheinander einzunehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenſter

Dr. Ay. Kepplex.

Venedig, im März 1883.

I.

Der letzte Akt von Wagner's großem Daſein hätte wohl kaum eine würdigere Schaubühne finden können, als diejenige geweſen iſt, welche ihm die Königin des adriatiſchen Meeres, die Beſiegerin Conſtantinopels, das Bollwerk der Chriſtenheit gegen die Ottomanen, geboten hat.

Die Lagunen, von welchen die glorreichen Namen eines Dandolo, eines Galilei, eines Marco Polo, Cabot und Fra Mauro wiederhallen, waren ſo recht die Umgebung für das brechende Auge des Genius ſeines Jahrhunderts! — Mußte es ſchon die fremde Erde ſein, welche den deutſcheſten aller germaniſchen Geiſter hinweg von einer ſtaunenden Mitwelt riß, aus dem Kreiſe ſeiner zahlloſen Verehrer ſcheiden ſah, ſo iſt es doch als ein mit ſolcher Bitterniß verſöhnendes Schickſal anzuſehen, daß es ihm, der die tiefinnerlichſte Sagenwelt ſeiner Heimath den Mitlebenden und Nachgeborenen erſchloſſen hat, vergönnt geweſen, das raſtlos ſtrebende Auge dort zu ſchließen,

wo die prosaische Gegenwart nimmer im Stande gewesen ist, den wundersamen Arabeskenkranz der Romantik zu zerstören. — Heute, wie vor und ehe, ist Venedig, diese einzige unter allen Städten, das Wunderlager lieblicher Märchen geblieben für jene, denen die Sehkraft verliehen ist, mit dem Auge des Geistes zu schauen. Wie muß er, der große Todte, wie muß Richard Wagner, der Sterblich-Unsterbliche diesen Zauber empfunden haben, der auf uns bessere Alltagsmenschen schon so berückend wirkt. — Wir müßten die göttliche Fähigkeit besitzen, in die Tiefen dieses unergründlichen Seelen- und Geisteslebens einzudringen, sollten wir die ganze Sympathie mit Worten wiedergeben, welche Richard Wagner zu der alten Königin der Adria hinzog. Allein was wir nicht auszudrücken im Stande sind, vermögen wir wohl zu ahnen, und zwar zumal dann, wenn wir uns alle größeren und kleineren Aussprüche vor die Seele halten, die Wagner diesbezüglich gethan. — Und es ist gewissermaßen ein tröstlicher Gedanke in Mitte des herben Schmerzes der noch klaffenden Wunde, welche sein Tod in unsere Brust gerissen hat, daß es gerade die geliebte Scenerie Venedigs gewesen ist, die den Reformator nach Vollendung seiner großen dichterischen und musikalischen Mission von der Bühne des Lebens abtreten sah. — Eine nicht zu dämmende Wehmuth überkommt uns,

wenn wir ſeines frohen Einzuges zu Venedig im vergangenen Herbſte gedenken, der Seinen, die ſich ſchmeichelnd um ihn gedrängt, und ſo ſicher auf die neunzig Jahre gerechnet haben, die er erleben mußte. Das geliebte Weib, die zärtlichen Kinder, die treuen Freunde und Anhänger, ſie waren ja deſſen ſo gewiß, ſprachen es mit ſolcher Sicherheit und Ueberzeugungstreue aus: „Ein langer Lebensabend iſt dir beſchieden" —, daß der Meiſter, wiewohl ihn manches phyſiſche Leid ſeit Jahren quälte, es mit ihnen glaubte, ja mit Sicherheit darauf rechnete. Ueberzeugung im Guten und Böſen theilt ſich gleich einem Impfſtoff mit.

Indeß, oh, unerbittliches Schickſal, hat ein einziger, unerwarteter, plötzlicher Anfall dieſem ganzen thatenreichen Daſein, dieſer ſtählernen Kraft, dieſer unübertroffenen Elaſtizität des Geiſtes, dieſem ſtarren Wollen und noch ſtarreren Feſthalten an dem Gewollten, unvorbereitet ein Ende gemacht. — Wir, die wir ſozuſagen Zeugen dieſer großen Begebenheit geweſen ſind, wir vermögen auch heute noch, nach mehr denn Monatsfriſt, kaum daran zu glauben. So viel Leben, ſo viel Thatkraft in einem einzigen Augenblick phyſiſch verlöſcht zu ſehen, die irdiſche Hülle dieſes unſterblichen Geiſtes ſo ohne Erbarmen von der Senſe des großen Schnitters hinweggemäht! Angeſichts dieſes

jähen Verlöschens schleicht sich etwas wie Zweifel in unseren Schmerz. Wir lernen begreifen, daß die Menschen von Einst und manch naiv gebliebenes Volk auch heute noch seine Heroen, selbst wenn diese gestorben sind, weiterleben und dann erscheinen läßt, wenn es Noth thut.

Allein wir dürfen unserer Erzählung, die keinen weiteren Anspruch erhebt, als eine chronologisch getreue Wiedergabe der auf die letzten Lebenstage Richard Wagner's fallenden Begebenheiten zu sein, nicht vorgreifen. — Unser blutendes Herz, unsere im tiefsten Innern von dem noch nicht verwundenen Schmerze aufgewühlte Seele darf uns nicht von dem vorgefaßten, und zum Verständniß des Lesers unerläßlichen Plane abbringen.

So kehren wir denn noch einmal zurück zu der Schaubühne, auf der Richard Wagner die letzten Tage seines Lebens verbracht, auf welcher er seinen unsterblichen Odem ausgehaucht hat.

II.

Es ist Herbst, — der Herbst des Jahres zweiundachtzig — der Kalender besagt, daß wir den Monat September schreiben, und der Mond steht in seinem vollen

Glanze am wolkenlosen zartblauen Himmel; er ist nicht silberweiß, wie wir ihn daheim in den deutschen Gauen zu sehen gewohnt sind, er ist orangegelb, sein Galagewand im Süden. Er nimmt sich zusammen, der alte, kühle Geselle und spielt sich auf den Theilnahmsvollen, denn er will die alten zahllosen Paläste — nein, sie sind gezählt, und nahezu dreitausend an der Zahl — die sich auf dem Roste eingerammter Eichenstämme erheben, beleuchten. Er will sie ins günstigste Licht setzen, denn die Kunde geht: daß ein großer Mann vom Norden her des Weges kommt. Eben hat er den Lohn seines ganzen, mühevollen, rastlosen Daseins geerntet. Eine bewundernde Welt, die Gebildeten beider Hemisphären haben ihn nicht allein mit dem Lorbeer bekränzt, sondern auch Krone und Scepter der ewigen Sphärenharmonie, die Symbole des höchsten ethischen Ideals, mit denen er sie bekannt gemacht, das er geschaffen hat, zurück in seine Hände gelegt. Und der Mond, ein Verbündeter des Wahren, wiewohl nicht selten auch des gewähnten Genius, — scheint dienstbeflissen auf die zauberische Lagunenstadt. — Das braune Dach der schwarzscheinenden Gondel, die geräuschlos wie ein Pfeil das stille Gewässer durchschneidet, bedrückt ihren Insassen, der hinaustritt um den Schauplatz genauer ins Auge zu fassen, welcher auf die Dauer von Monaten die Wohnstätte des-

jenigen ſein ſoll, der ein Erſter auf den Gedächtnißtafeln ſtehen wird, welche unſer Jahrhundert Jenen weiht, die geholfen haben es groß zu machen. — Der Name des Palaſtes, welcher den Meiſter aufnehmen ſoll, iſt uns kein Geheimniß mehr; man nennt zwar noch den und jenen, ein Gerücht jagt das andere, allein das große Intereſſe, welches wir an dem Helden von Bayreuth nehmen, hat uns auch den richtigen Weg gezeigt, ſichere Nachrichten zu erlangen, und wir eilen zur Stätte, an welcher Richard Wagner nicht allein von ſeinen Triumphen, ſondern auch von ſeinen nahezu übermenſchlichen Strapazen ausruhen will. — Die Nacht iſt einladend wie kaum eine und mit Vergnügen denken wir daran, wie das gemeſſen dahineilende Fahrzeug an die zwanzig Minuten und darüber brauchen wird, um uns an die hiſtoriſch denkwürdigen Palaſtesſtufen zu bringen, welche ſein Fuß überſchreiten wird, ehe der Mond anſtatt des vollen Geſichtes, wieder ſein ſchmales zeigt.

An der wohlbekannten Riva di Schiavoni beſteigen wir die Gondel, welche uns den Canalazzo entlang führen ſoll. Vor uns liegt die azurne Adria, in dieſer Beleuchtung geſchaut von tiefſmaragdgrünen Streifen durchzogen, nach der Südſeite hin breiten ſich unzählige kleine Inſeln, jede einzelne gleicht einem ſilbernen Schwane; dieſes Bild zaubert unvermerkt den Schwan aus „Lohengrin“ vor unſer Auge,

gerade wie die Fahrzeuge vor uns, mit ihren hohen Maſten die Erinnerung an den „Fliegenden Holländer" erwecken, ſo ſtumm und geheimnißvoll liegen ſie in der Bucht der lautloſen Stadt. — Die letzten Klänge lebendiger Kehlen verhallen, ſobald wir der Riva den Rücken kehren und einen Scheideblick auf die Inſel St. Georgio, mit Palladios Meiſterwerk werfen. — Von da ab iſt alles in Grabesſchweigen gehüllt, und nur die großen Geiſterſchatten aus Venedigs Glanz und ruhmvoller Vergangenheit huſchen eilig hinüber und herüber, und ſuchen unſere erregte Einbildungskraft bald hier bald dort feſtzuhalten. — Vorbei geht es an der Seufzerbrücke, mit all ihren todtbleichen Erinnerungen; und doch gleicht ſie einem Triumphbogen, denn wir ſehen Byron in beſten Mannesjahren da oben ſtehen, und über die zierliche Brüſtung gelehnt, aus den unheimlichen blutbefleckten Bildern, die vor ſeiner Seele auftauchen, den Stoff zu unſterblichen Liedern ſchöpfen; auch er fühlte ſich zu Italien hingezogen, gleich Richard Wagner, und pries Venedig unter all ſeinen hundert Städten als die anziehendſte. — Vorbei geht es an der Rieſenfacade des Dogenpalaſtes, dem beredteſten Zeugen, dem Vermittler einſtiger Macht und Herrſchaft. — Vorbei an den granitenen Säulen der Piazzetta, die ein Held bei ſeiner ſiegreichen Rückkehr aus Paläſtina von einer Inſel des

Archipelagos heimgebracht. Der heilige Theodor und der geflügelte Löwe von San Marco krönen ihre Gipfel, auf hehre Thaten haben sie hinabgesehen und schwere Sühnopfer wurden an ihrem granitenen Sockel vollzogen, denn dieses war die Stelle, an welcher die Republick ihre Hochverräther vom Leben zum Tode befördern ließ. Marino Falieri, den populären Dogen Venedigs, erreichte im achtzigsten Jahre seines ruhmreichen Lebens dasselbe Geschick.

Ein Blick auf den Markusplatz, ein weiterer auf die Markuskirche, dieser wundersamen Fee im byzantisch-gothisch-italienischen Prachtkleide aus parischem Marmor, Porphyr, Serpentinstein, Goldmosaïck und Bronze, und ein letzter hinauf zu dem himmelhohen Campanile, der schlank und sicher wie keiner seines Gleichen weithinaus sieht über die schwimmende Inselstadt, auf die grünen Flächen des Festlandes, auf die Julischen Alpen und das Vicentinergebirge.

Todesschweigen umgiebt uns, und Bild um Bild von Wagner's Riesenschöpfungen verwebt sich mit unserer Träumerei. — Die wirkliche Welt entschwindet mehr und mehr vor unseren Blicken, das was uns umgiebt, führt uns zurück zu jenem „uferlosen Meere der tragischen Leidenschaft" wie ein geistreicher Kritiker die gewaltige Macht bezeichnete, welche in des Meisters dramatischem Ausdrucke liegt. —

Und bei dem Schlage der Mitternacht, welchen die ehernen Riesen auf dem Glockenthurme von S. Marco soeben verkünden, glauben wir allmälig die reinen Gesänge: „Wie seliger Geister" aus den Kuppeln der Gralsburg zu vernehmen. — Abgewendet sind unsere Gedanken von Venedig und seiner Pracht; wir fühlen uns nach dem Tempel von Bayreuth versetzt, in welchem die Kunst ihre höchsten ethischen Triumphe zu feiern eben aufgehört hat.

Kaum daß wir noch ein Auge für die im Wasser schwimmende Prachtkirche der Salute haben, und für die zu beiden Seiten an Kostbarkeit und Geschmack miteinander wetteifernden Steinjuwele, welche die längste Wasserstraße der heute bestehenden Städte zieren. — Nur mechanisch weilt unser Auge noch bald auf diesem, bald auf jenem Prachtbau — hier hat Canova gewohnt — dort Byron unzählige Scenen seines vielbewegten Lebens abgespielt — da machte Leopold Robert seinem Dasein ein Ende — hier starb Feuerbach ohne vorangehende Krankheit vor Kurzem — und hier — wir hatten nun fast das ganze lange S, welches der große Canal bildet, zurückgelegt, waren unter dem einzigen Bogen der Rialtobrücke hindurchgefahren — hier wird Richard Wagner diesmal wohnen, sich des Lebens freuen, auf seinen Lorbeeren behaglich ausruhen, und rastlos, nimmer ruhend wie er ist, an seinem

auf drei Bände berechneten kunſtkritiſchen Werke, einer Art neuer Aeſthetik und Muſikphiloſophie, arbeiten; — die ſanfte Wolluſt italiſchen Himmels einathmen, ſich von ihr einlullen laſſen, und doch mit jeder Faſer ſeines großen Herzens in der deutſchen Heimath weilen.

Er hat ja geſagt: „ich werde keine Note mehr ſchreiben" und er wird Wort halten, denn ſein Werk iſt vollendet. Er hat das Gebiet der menſchlichen Kunſt erweitert, ſeine Miſſion zu Ende geführt, wie wohl er mit aller Pein und Qual zu kämpfen hatte, die ein Menſchenleben zu bedrücken im Stande ſind. — Jeder andere hätte den Muth darob verloren, nur er, dieſer eigenartigſte Geiſt, mit der ſeeliſchen und körperlichen Kraft eines Atlas ausgeſtattet, vermochte es, Decennien und Decennien hindurch, getragen von ſeiner Idee, dem feindlichen Anſtürmen einer Welt von Gegnern Trotz zu bieten, um ſie endlich zu beſiegen. —

Und indem wir uns verſuchten hineinzuleben in das wonnige Gefühl, das den Dichtercomponiſten nun überkommen mochte, wenn er hier nach vollbrachtem Werke ausruhen würde, an dem ſtillen, einzigen Orte, mit dem großartigen, ſceniſchen Hintergrunde, erfüllte auch unſere Seele Behagen. — Und nun waren wir aber auch vor dem Palaſte angelangt, dem alten herrlichen Gebäude,

einer der vornehmſten Zierden der vornehmen Waſſerſtraße, Canal Grande benannt, die in der Welt ohne Rivalin daſteht. — Schwimmenden Inſeln gleichen die zwei Gärtchen zu beiden Seiten des Palaſtes. Neugierig drängen ſich die noch friſchgrünen, üppig glänzenden Zweige durch das kunſtvoll geſchmiedete Gitterthor und ſuchen ſich ſatt zu trinken in ſtiller nächtlicher Stunde an dem Elemente, dem ſie entſproſſen ſcheinen. — Schmeichleriſch fallen des Mondes Strahlen auf die edlen Umriſſe dieſes im reinſten Frührenaiſſance-Style gehaltenen Bauwerkes. Die Bogenfenſter glitzern und glänzen und ihr goldener Wiederſchein ſpiegelt ſich auf der lautloſen Lagune. — Das iſt die Stätte, welche ihn beherbergen wird, Monate hindurch, wie es heißt, bis zu jenem feſtlichen Tage, an welchem er nach Bayreuth zurückkehrt, ſeinen ſiebzigſten Geburtstag zu begehen, umgeben von den freudig bewegten Schaaren ſeiner zahlloſen Verehrer. —

Wie heute iſt uns der Gedankengang jener mildwarmen Mondnacht erinnerlich, in welcher die Gondel, in der wir ſaßen, ſtillehielt vor dem mächtigen Baue, und wir den Fuß auf die erſte Stufe geſetzt uns ſagten: „So denkwürdig auch deine Hiſtorie iſt, du altes vornehmes Bauwerk, der Aufenthalt des Genius, der dich von morgen ab bewohnen ſoll, wird alle früheren Er-

innerungen erbleichen machen. — Fortan wird es von dir stets in erster Reihe heißen: „Hier hat Richard Wagner so und solange gelebt!" — Wer mochte damals das Schreckliche nur ahnen, was sich fünf Monate später mit der Unerbittlichkeit des Fatums allhier vollziehen sollte, und dem Palaste zu der ihm zugedachten Ehre eine zweite, unberechenbare Bedeutung verleiht. — Dieser großen Bedeutung eingedenk, welche dieses Baudenkmal auf fremder Erde nun neben seinem artistisch-historischen Werthe als der Schauplatz von Richard Wagners Tode für alle seine Freunde und Verehrer auf dem ganzen Weltenrund erlangt hat, halten wir es nicht für überflüssig, annähernd dessen Bau, Geschichte, sowie die inneren Räume zu schildern, welche der Meister lebend nie mehr verlassen sollte; die Räume, in welchen er sich — und ein Dutzend Menschen hier sind bereit, dies zu bestätigen — wohlgefühlt, wie seit langem nirgends, seine große Seele Friede geathmet, und er die anmuthendste Behaglichkeit im Kreise der von ihm innig geliebten und ihn abgöttisch verehrenden Familie gefunden hat. Jene Räume, in welchen sein fröhlich, kindlich heiteres Lachen, das man nie auf diesem gedankenschweren Antlitz gesucht haben würde, und in das er anläßlich des harmlosesten Scherzes bisweilen verfallen konnte, erscholl.

III.

Der Palaſt Vendramin-Calergi alſo war es, welcher für den Meiſter ausgewählt worden und in Folge freundſchaftlicher Beziehungen zu der Familie des Beſitzers ausnahmsweiſe an Richard Wagner vermiethet wurde. — Es iſt dies, wie ſchon bemerkt, einer der großartigſten und ſtylvollendetſten Bauten Venedigs und ſeit langem den vornehmſten Sehenswürdigkeiten der an Kunſtſchätzen ſo reichen Stadt zugezählt.

Im Jahre 1481 ließ Andrea Loredan nach einer Zeichnung des berühmten Lombardi (höchſt wahrſcheinlich von Pietro Lombardi) dieſen Palaſt aufführen, und wird derſelbe als eine der größten Kunſtleiſtungen dieſes ausgezeichneten Architekten angeſehen.

Sanſovino erwähnt dieſes Palaſtes in ſeiner „Veneſia“ mit folgenden Worten:

„Dieſer Bau hat Geſtalt und große Hoheit und iſt um ein namhaftes älter als viele früher von mir bezeichnete; er ſteht gewiſſermaßen auf einer Inſel für ſich und präſentirt ſich ungewöhnlich vornehm.“ —

Die Nachkommen Loredan's ſahen ſich durch eine Kette mißlicher Umſtände gezwungen, dieſen Beſitz im Jahre 1581

um den Preis von siebzigtausend Dukati*) an den Herzog von Braunschweig abzutreten, welcher ihn seinerseits schon wenige Jahre später an den Herzog von Mantua weiterverkaufte. Zwischen den Erben des Verkäufers und jenen des Erwerbers kam es zu einem Prozesse, und setzten Letztere eine Art Versteigerung durch, bei welcher das prächtige Gebäude 1589 in die Hände Vittore Matteo Calergi's fiel, der es um bloße sechsunddreißigtausend Dukati anläßlich seiner Vermählung mit einer Tochter Andrea Gritti's an sich brachte. — Da dieser Ehe eine einzige Tochter entstammte, Namens Marina, welche sich 1608 mit einem Vicenzo Grimani, Sohn des Pietro Grimani, vermählte, so ging dieses Besitzthum nebst vielen anderen nach Vittore Calergi's Tode an die Familie Grimani über. — Aus diesen Händen kaufte es später wieder die Familie Vendramin-Calergi, welche es ihrerseits im Jahre 1843 an die berühmte Herzogin von Berry, Tochter Franz I., König beider Sicilien, und Maria Clementine, Erzherzogin von Oesterreich, um sechsunddreißigtausend österreichische Gulden verkaufte. —

Die Familie Vendramin hatte bei dieser Ueberlassung namentlich das Interesse dieser alten klassisch schönen,

*) Unter Dukati ist hier eine in Unter-Italien bis vor kurzem gangbare Münze verstanden, welche fünf Lire gleichkommt.

durch ihre Historie geweihten Mauern im Auge, eine Berechnung, die sich als eine überaus richtige bestätigen sollte. — Die freigebige, kunstsinnige und kunstfördernde Fürstin bot in der That Alles auf, um den alten Bau wieder zu Ehren zu bringen und den verblichenen Glanz vergangener Tage neu zu beleben.

Die eben so wohlthätige, als prachtliebende Herzogin hatte nach den mannigfaltigen Stürmen ihres ereignißvollen Lebens gleichfalls eine lebhafte Vorliebe für Venedig gefaßt, das sie als ein „trautes Nest des Friedens" bezeichnete, und nach Ankauf dieses Palastes beschlossen, hier fortan ihren bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Diesen Entschluß einmal gefaßt — sparte sie auch kein Mittel um die fürstlichen Mauern, welchen Zeit und Vernachlässigung manchen Schaden angefügt hatten, zu einem Sitze umzugestalten, wie solcher ihrer königlichen Person und den großen Traditionen der Bourbonen zukam.

Hatten bis jetzt Dogen und Dogensprößlinge der mächtigen Republik hier gehaust, und bei aller Prachtliebe doch immer jenen demokratischen Hauch um sich her verbreitet, der unzertrennlich war von ihrer einstigen Fischerabstammung, so brachte die, einem der ältesten und edelsten Geschlechter der Christenheit entsprossene Herzogin eine Hofluft mit, die sich bis zur Stunde in den Prachtsälen

des Vendramin-Palastes erhalten hat, wo wir neben dem Originalbildnisse einer Catarina Cornaro, Cypern's interessanter Königin, eine ganze Reihe von Versailles nach Venedig überführter Portraits der denkwürdigsten Könige Frankreichs sehen, — an unzähligen Kleinodien von Trianon vorüberschreiten, welche sämmtlich einst im Gebrauche der unglücklichen Königin Marie Antoinette standen, und von ihren zarten, weißen Händen berührt worden sind. Hier die Stockuhr, welche die letzten glücklichen Stunden Ludwig XVI. mit ihren Schlägen begleitet hat, da die broncenen Candelaber, deren Lichterglanz die Schönheit Dubarry's in's vortheilhafteste Licht gesetzt. — Und nun erst sie selbst, die junge Herzogin vom französischen Königshofe, die Eigenthümerin des Palastes, im Glanze ihrer strahlenden blonden Schönheit, wie sie uns ein authentisches Miniaturbild zeigt, von incarnat farbigem Sammt umhüllt, den rothen juwelengeschmückten Federturban auf dem Haupte, die Verkörperung lieblicher Grazie in ihrer vornehmsten Spielart. — Wer noch daran zweifeln könnte, nachdem er dieses in einem der Säle befindliche Bild geschaut, braucht nur das reizende Füßchen in Marmor zu betrachten, das hinter Glase zu sehen und nach dem Fuße der Herzogin gemodelt ist.

Doch wir haben uns unversehends in eitler Ueber-

stürzung und Hast in das Innere des Palastes gedrängt und haben doch Jene, die wir für diesen Prachtbau besonders zu interessiren suchen, noch nicht einmal mit seiner unübertroffen stylvollen, wiewohl im Vergleiche zu manchem anderen Baue Venedigs einfachen Facade bekannt gemacht. Also wie bereits erwähnt, war die hochgebildete Fürstin mit seltenem Kunstsinne ausgestattet und legte zu dem Golde, das sie freigebig an ihren Lieblings-Plan zu wenden beschlossen hatte, auch ihren angeborenen guten Geschmack und Wagenladungen historischer Reliquien, kostbarster Beschaffenheit, bei welcher das Lilienwappen der Valois vorherrschte, und verwandelte auf diese Weise die von jeher wohlbestallten Räume in eine von aller Welt bewunderte Schatzkammer.

Die Verbesserungen sowie die Restauration des Gebäudes fielen dem ausgezeichneten Architekten Giovanni Batista Meduna zu, der sich schon große Verdienste um den Wiederaufbau des Fenice-Theaters, des Palastes Giovanelli u. s. w. erworben hatte. — Nachdem Meduna diese Aufgabe zur höchsten Zufriedenheit gelöst, ging die feinfühlige Prinzessin erst daran, die inneren Räume mit aller Sorgfalt auszuschmücken. Und heute noch weist das erste Stockwerk, in dem gegenwärtig der Graf von Bardi (Sohn der Herzogin von Parma) und dessen Gattin Adel-

gunde von Braganza wohnen, ein ganzes Museum kostbarer Sehenswürdigkeiten auf. — Wie es kommt, daß der Palast weder nach seinem Erbauer, noch nach einem seiner nach Vendramin kommenden Besitzer benannt wurde, ist unbekannt.

Die Facade des Palastes Vendramin hat eine Ausdehnung von 13,20 Meter in der Breite und 21,94 Meter in der Höhe und ist aus istrianischem Stein aufgeführt. Die Nebencolonnen, welche freistehend zwischen den Hauptbogen durchlaufen, sind aus griechischem und anderen orientalischen Marmorgattungen, aus griechischem Marmor sind auch die dazwischen eingefügten Quadern, die runden auf diesen Steinflächen als Verzierung angebrachten Medaillons aus Porphyr, Serpentinstein und anderen kostbaren, antik-grün farbigen Steinarten. — Die Säulenordnung ist die korinthische, der Palast besteht aus einem Parterre, Halbstock, ersten und zweiten Stockwerke. Das bedeutend weiter ausladende Hauptgesims verleiht dem Bau ein majestätisches Ansehen. Die gewagten Verbindungen, die zwischen die Hauptcolonnen gesetzten Doppelbogen, die Vorsprünge, auf welchen die drei majestätischen Balcons des ersten Stockwerkes ruhen, die prachtvoll gearbeiteten und wundervoll vertheilten Ornamente und endlich die Adler, welche das Hauptgesims schmücken, ja dieses

faſt herabzudrücken ſcheinen, bilden zuſammen ein Ganzes, von dem Temenza ſagt: „Dieſe Facade iſt ſolch geſchmackvoller und tiefſinniger Zuſammenſtellung, daß man ihre Schönheit wohl würdigen, jedoch niemals in Worten auszudrücken vermögen wird.“ Neben den Fenſtern des Erdgeſchoſſes ſehen wir die Inſchrift eingemeißelt, dem CXIII Pſalm entnommen: „non nobis, Domine, non nobis“. — An dieſen Satz aus der Schrift hat das Volk eine ſchöne Legende zu knüpfen verſtanden, indeß der wahre Sinn dieſer Inſchrift und weßhalb ſie auf dem Palaſte Platz fand, auf der Hand liegt. — Loredan, der Erbauer des „Vendramin“ wollte mit dem Pſalm ausdrücken: „Nicht mein, o Herr, nicht mein iſt das Verdienſt, Dir allein gebührt der Ruhm, wenn meine Unternehmungen von Segen begleitet geweſen ſind, und ich hinreichend Gold geerntet habe um mir die Freude zu gönnen, dieſen Bau ins Leben zu rufen und meine Vaterſtadt damit zu ſchmücken.“

Viele venezianiſche Patrizierwohnungen tragen an der Stirnſeite ſolche der heiligen Schrift entnommenen Inſchriften, ohne daß es Jemandem beigefallen wäre, hinter dem urſprünglichen Text einen Doppelſinn zu ſuchen, oder dieſe mit irgend einem Geſchehniß oder einer Sage zu verknüpfen, wie dies ausnahmsweiſe bei dem von Loredan

erbauten Palaſte der Fall geweſen iſt. Die Auslegung des Volkes ging dahin: Loredan habe in dem tiefen Ziehbrunnen des Hauſes einen Schatz ſchwer an Gold gefunden, und zwar in Folge eines Traumes, welchen er gleich einer göttlichen Eingebung auffaßte, ſofort im Brunnen nach dem Golde zu ſuchen begann, und ſobald er es gefunden hatte, nützte, um ſeiner Vaterſtadt ein würdiges Denkmal zu hinterlaſſen. — Die Inſchrift aber habe er auf die Stirnſeite des Palaſtes geſetzt, damit Jeder, welcher aufwärts ſchaue, gemahnt würde, daß wir Sterblichen ohne die Hilfe Gottes Nichts vermögen. — Das iſt die eine, und zwar überaus gottesfürchtige Verſion, die andere lautet ganz anders: „Non nobis, Domine, non nobis“ hat ſich das Volk frei überſetzt, das wie mag ungeſagt bleiben.

Der Flügel, welcher nach dem Garten zugeht, entſtammt einer weit ſpäteren Periode und wurde erſt im XVI. Jahrhundert von Vicenzo Scamozzi erbaut, der deſſen auch in ſeiner berühmten Architekturgeſchichte Erwähnung thut.

Was nun das Innere des Palaſtes anbetrifft, ſo entſpricht die Pracht der Dekoration — wiewohl dasjenige, was der Vergänglichkeit zumeiſt unterliegt, ſchon vielfachen Schaden genommen hat — deſſen majeſtätiſchem Aeußeren. Cordnanleder, mit Gold durchwirkte Tapeten wechſeln in

den Räumen des ersten Stockwerkes, des sogenannten „Piano Nobile" mit meisterhaft ausgeführten Gemälden ab. — Neben den kostbaren, wiewohl verblichenen Venezianerstoffen, mit welchen die Möbel und auch zum Theil die Wände bekleidet sind, haben wir Gelegenheit, die noch immer wie in der ersten Stunde ihres Entstehens prangenden Meisterwerke zu bewundern: Bilder von Giovanni Bellino, Tizian, Paris Bordone, Pordenone, Bassani, Andrea Schiavone, Jacopo Palma, Strozzi, Perugino, Andrea dal Sarto, Guido, Giordano von der italienischen Schule, Lukas von Leyden, Rubens, Mignard, Greuze, Netscher, Grenet, Schentz, Decampse, Scheffer, Robert, Declaux, Vernet, Lebrun, Laurence, Gérard, um nur die allervorzüglichsten zu nennen; ganz abgesehen von den höchst interessanten Bildern des Vicenzo von Abbati, eines Palermitaners, welcher gewissermaßen als Hofmaler bei der Herzogin von Berry angestellt war, und herrliche Architekturen Siciliens malte. Der königlichen Portraits der bedeutendsten französischen Herrscher, sowie der anderen kostbaren Reliquien haben wir bereits Erwähnung gethan.

Noch ganz besonders interessant darunter sind vielleicht die Sèvres-Vasen, von Madame Jaquetôt gemalt, vom namhaftesten Kunstwerthe jedoch die zwei Säulen, welche dem Eingange des Empfangsaales als Pfeiler dienen.

Dieſelben ſind von ſeltenſter Marmorart und ſollen einſt den berühmten Tempel der Diana in Epheſus geſchmückt haben. Außerdem enthält der Palaſt noch die Statuen Adam und Eva's, von Tullio Lombardo, welche früher das Grabmal des Dogen Vendramin geziert haben, das ſich gegenwärtig in der Kirche San Giovanni und Paolo befindet, und früher in der jetzt zerſtörten Kirche Santa Maria dei Servi aufgeſtellt war.

Von dieſer fürnehmen Art iſt die letzte Wohnung des großen Meiſters geweſen, und ſo entzückt war ſein phantaſievoller Geiſt von dieſer, ſeiner nach jeder Richtung hin ebenbürtigen Wohnſtätte, daß er die Miethe für drei Winter zum Voraus abgeſchloſſen hatte.

Und würde ein gütiges Geſchick ihn auch nur vorübergehend dort haben weilen laſſen, anſtatt die letzte, mit dramatiſcher Wucht ſich vollziehende Szene ſeines Lebens dahin zu verlegen, ſein Aufenthalt allein würde hingereicht haben, jede andere Erinnerung dieſer an großen Momenten ſo reichen Räume in den Hintergrund zu drängen und mit dem von dem Genius unzertrennlichen Strahlengarben alles übrige zu verlöſchen!

Jetzt aber, wo die Parze unbarmherzig den noch ſo kräftig geſponnenen Lebensfaden durchſchnitt, wird dieſe Stätte für alle Zeiten eine geweihte bleiben.

Eine zweite Inſchrift wird von jetzt ab an der Facade des Palaſtes prangen; die Venezianer glauben dieſe Schuld gegen denjenigen abtragen zu müſſen, welchen nicht allein eine Welt als Reformator zweier Kunſtſphären anerkannt hat, ſondern der auch ihre ſüßträumeriſche, geräuſchloſe Stadt als ſeinen Lieblingsaufenthalt bezeichnete. — Die Inſchrift wird beſagen, wie lange Richard Wagner im „Venbramin" gelebt und in welcher Stunde er aus den Reihen der Lebenden geſchieden iſt.

IV.

Und nun wir den Leſer genugſam bekannt gemacht mit der unübertroffenen Großartigkeit dieſes Palaſtes, wollen wir noch einmal Halt machen vor den acht breiten Marmorſtufen, welche das Eingangsthor im Halbkreiſe von der Waſſerſeite umgeben und in die weite Halle führen, die den erſten Vorgeſchmack von den rieſigen Dimenſionen und der vornehmen Platzverſchwendung giebt, an welcher ſich merkwürdigerweiſe eine Einwohnerſchaft gewöhnt hatte, die jedes Stück Boden erſt dem Meere abringen mußte.

Dieſe imponirende Halle, von welcher vier Stiegen zu den inneren Gemächern führen und gigantiſche Glas-

thüren auf den Hofhintertract und nach dem Ausgange auf die gepflasterte Straße bringen, sollte ein Lieblingsaufenthalt des Meisters werden, und manche interessante und selbst humoristische Scene aus seinen letzten Lebenstagen spielte sich darin ab. Doch wir wollen unserer chronologisch geordneten Erzählung nicht vorgreifen. — In dieser Halle also und auf den zwei zu dem Halbstock führenden Treppenhäusern konnte man vom 16. bis zum 24. September 1882 ein reges Leben beobachten. — Emsige Hände trugen Kisten um Kisten, Koffer um Koffer, und endlich auch zwei kostbare Instrumente herbei — das eine kam aus Bayreuth, das andere war aus Wien verschrieben worden — Geschäftsleute gingen aus und ein, Alles noch zur Wohnlichkeit erforderliche herbeizuschaffen; besonders flink erwies sich ein altes, kleines Männchen, das uns ob seiner pfiffigen Aeuglein auffiel. Wir suchten dessen Bekanntschaft, und der kleine Alte entpuppte sich als der mit der Dekoration von Wagner's Arbeitszimmer speziell betraute Tapezierer. — Die Dienerschaft, durchaus Deutsche und überaus verläßliche, sehr wenig redselige Leute, hantierten nach Herzenslust in den zu beziehenden Räumen herum, die sie kaum irgendwo noch so groß und weitläufig vorgefunden haben mochten. —

Das Appartement, welches Richard Wagner in Miethe

genommen hatte, umfaßte den ganzen Halbstock und bestand aus achtundzwanzig Wohnzimmern, Küchen und Nebenlokalitäten ꝛc. — Am 16. September traf Wagner mit seiner Familie in Venedig ein und stieg im Hotel Europe ab. — Eine Woche ging gerade mit den Vorbereitungen des Umzuges hin; am 24. einem Sonntage war alles endlich so weit in Stand gesetzt, daß Wagner mit den Seinigen von der Wohnuug im „Vendramin" Besitz ergreifen konnte. —

Der große, stattliche Portier mit dem weißen Vollbarte, ein alter Diener des Hauses, und in seiner Art auch eine Berühmtheit, denn — Pietro Falcieri ist der Bruder des Giovanni Batista Falcieri, des Gondoliers und Vertrauten Byron's, jenes treuen Dieners, in dessen Armen der große Brite zu Missolounghi in Griechenland gestorben ist, — Falcieri stand ehrfurchtsvoll auf den Stufen, sammt einigen anderen alten, dem Eigenthümer des Palastes angehörigen Dienern*) und den beiden Gondoliers, welche für Wagner's spezielle Dienste bestimmt waren, und harrten der Ankömmlinge. —

Der Meister stieg als der erste aus, ihm folgte Frau Cosima; die Töchter befanden sich bereits im Hause, um

*) Der gegenwärtige Besitzer des Palastes ist Graf Chambord.

noch die letzte Hand an die Ordnung der Räumlichkeiten anzulegen und alles würdig zum Empfang des Vaters vorzubereiten. — Siegfried, Wagner's zwölfjähriger Sohn, folgte mit seinem Erzieher, Herrn Hausburg, nach. — Richard Wagner trug einen lichten, milchkaffeefarbigen Ueberzieher, einen hellgrauen, breiten Hut und ein weißes, seidenes Tuch leicht um den Hals geschlungen. — Frau Cosima war, wie jederzeit auf der Straße, dunkel und überaus einfach, wiewohl sehr elegant gekleidet.

Sobald der Meister des Portiers ansichtig wurde, spielte ein freundliches Lächeln um seinen Mund. — Der Mann hatte schon beim ersten Sehen Wagner's Wohlgefallen erregt und wurde von ihm, wenn er guter Laune war, auch stets nur „Garibaldi" genannt, mit dem Falcieri auch thatsächlich einige Aehnlichkeit hat.

Bei diesem Einzuge aber war der Meister besonders guter Laune gewesen; die Sonne hatte den ganzen Tag über warm geschienen und die Witterung übte bekanntlich einen ungeheuern Einfluß auf seine Stimmung. — Er nahm nun noch einmal alle Räume mit größter Aufmerksamkeit in Augenschein und schien sich in den alterthümlichen Gemächern überaus heimisch zu fühlen. Wagner's besonderen Beifalls erfreute sich der geräumige, mehr lange als breite Empfangssalon, dessen großes Doppelfenster

einen herrlichen Blick auf den Canal gewährt. Wiederholt ſchritt er das ſympatiſche Gemach auf und nieder, beſah aufmerkſam jeden einzelnen Gegenſtand und verweilte mit Intereſſe vor einigen Ahnenbildern der Häuſer Vendramin und Bourbon, welche man in dieſem Saale belaſſen hatte. Hierauf ließ er ſich auf eines der mit rothem Damaſt überzogenen Sopha nieder und rief: „Weibchen, hier bringen wir unſere Sieſta zu" — und zu den Kindern gewendet, die ihm als Cicerone bei dieſem erſten Rundgange nach der Inſtallation dienten — „Hört ihr, dieſes Fenſter nach dem Canal wird mein Lieblingsplätzchen in den Mußeſtunden werden!" und dies ward es auch. — Von da begab ſich Wagner in das anſtoßende Gemach, einem kleinen Salon, hinter welchem das Rauchkabinet liegt, und würdigte dieſes gleichfalls einer eingehenden Beſichtigung. Für Rauchmaterial der fürnehmſten Art war bereits geſorgt, wie denn überhaupt Wagners Umgebung, von Frau Coſima angefangen bis hinab zu dem letzten Hausgenoſſen, Alles that, was ſie ihm nur an den Augen abſehen konnte. — Es iſt dies ein merkwürdiger Zug an Wagners Perſönlichkeit geweſen, daß er, der ſo überaus abweiſend, kühl und ſchroff nicht allein ſein konnte, ſondern auch vielfach war, nichts von alledem auf ſeine Häuslichkeit, noch auf die in ſeiner nächſten Nähe Weilen-

den übertrug. — Es ist förmlich rührend, die Leute alle, meist in einer dienenden, oder doch untergeordneten Stellung zu ihm Stehenden, über diesen Punkt sprechen zu hören, und dies gegenüber solchen, wo weder irgend ein Interesse, noch ein Grund vorliegt, unverdientes Lob zu spenden. — Die stets gleichmäßige Höflichkeit, Güte, man könnte fast sagen Zuvorkommenheit gegen Niedrige, läßt ungeheuer tiefe Einblicke in die Seele des großen Mannes thun. —

Doch von dieser, wenn auch vielleicht nicht ganz nutzlosen Abstraction hinweg wollen wir Wagner auf seinem ersten Gang durch die ihn so traulich anheimelnden Räume weiterbegleiten. —

Nächst dem an das Rauchkabinet anstoßenden Salon geht es in ein drittes Gemach, wo die Familie den Thee zu nehmen pflegte, und von welchem aus man in einen Vorraum gelangt, der direct auf die Haupttreppe dieses Entresol-Appartements führt.

„Ah," meinte Wagner, „das ist also die Stiege, welche ich zu machen habe, wenn ich zu Wasser das Haus verlasse. Nicht wahr?" —

Die Frage wurde bejaht, da diese Stiege der Riva zunächst liegt.

„Und vom Rauchkabinet," scherzte Wagner wohlgelaunt, „sehe ich gerade auf meinen Garibaldi hinunter." —

Nun waren die sogenannten Empfangszimmer erledigt und der Meister machte sich daran, die Zimmer der Kinder, der Gouvernante, das Zimmer Frau Cosima's, ja selbst die Domestikenstuben und die sehr schöne Küche zu inspiziren. Ueber die letztere äußerte er sich lobend und ermahnte die Köchin, welche gerade mit der Bereitung des Nachtessens beschäftigt war, scherzend an den Ernst ihrer Aufgabe. —

Ganz zuletzt und gleichsam mit einer gewissen Scheu betrat er das geräumige Schlafzimmer und ein zweites daranstoßendes Gemach mit Alkove, in welcher gleichfalls ein Doppelbett stand, und endlich sein Arbeitszimmer. — In Letzteres ging er ganz allein; es war dies eine Marotte von ihm, und nur der kleine alte Tapezierer folgte, — wie er uns erzählte, nicht ohne Herzklopfen — der Meister hatte ihm nämlich den Auftrag ertheilt, dieses Gemach nach besonderer Angabe, auf die wir später im Laufe dieses Berichtes kommen werden, mit Venezianer-Stoffen, alten Mustern und Zeichnungen treulich nachgeahmt, zu decoriren. Der Stoff, welcher dazu ausgewählt worden, war von kostbarster Beschaffenheit. Richard Wagner wollte seinem venezianischen Aufenthalte Rechnung tragen und stimmungsvoll umgeben sein.

Es ist hier noch nicht der Moment, und doch können

wir nicht umhin, jetzt schon davon zu sprechen, daß diese ausgesprochene Prachtliebe, welche Wagner in seinen Wohnräumen, an der häuslichen Kleidung seiner Gemahlin, sowie an seiner eigenen liebte, einem ganz anderen Grunde entsprang, als seine Feinde bemüht gewesen sind, hiefür anzugeben. Dieser bei ihm so ausgesprochene Hang entstammte vielmehr einem tiefethischen Grunde, der mit der prunksüchtigen, prahlerischen oder gar lächerlichen Prachtliebe, die man ihm andichtete, Nichts gemein hatte.

Wie kann Jemand von einem Riesengeiste wie Wagner, von einem schöpferischen Genius, wie ihn nur jedes Jahrhundert einmal gebiert, denken, daß er als Greis mit dem langen Silberhaare durch Goldbrokat oder lichtfarbigen Atlas den Zauber seiner Persönlichkeit erhöhen, die Runenschrift der Zeit verwischen würde, und ähnliche Albernheiten mehr, wie sie alten Coquetten zu Lasten gelegt werden und die nur Böswilligkeit allein einem Richard Wagner in die Schuhe schieben konnte!

Wagner, der einfachste, gütigste Mensch, nicht allein in seiner Häuslichkeit, sondern überall dort, wo er nicht auf Gegenpart seiner hehren Aufgabe stieß, Solches zuzumuthen! — Einem Manne, der beispielsweise die heutzutage im Ersterben liegende Höflichkeit gegen Untergebene — und darin liegt das Verdienst — soweit trieb,

daß er, um bei den letzten Momenten seines Daseins zu bleiben, beim Aussteigen aus der Gondel allemal Kehrtum machte und den Hut gegen die Gondoliers hin lüftete, welche ihn geführt hatten; einem Manne, welchen sein angeborener demokratischer Sinn auch im Verkehre mit Königen nie verließ, der den niedrigsten seiner Diener wie einen Ebenbürtigen behandelte, der — und kleines ist in solchen Fällen maßgebend — nicht einen Bissen auf seine Tafel gesetzt wissen wollte, den man nicht auch in der Gesindestube aß (authentisch), — ein solcher Mann soll Flittertand von Sammt- und gleißnerisch glatter Seide in heiterer Farbenzusammenstellung, um ihrer selbst willen geliebt haben, nimmermehr! Tiefer liegt der Grund und nur Kurzsichtigkeit konnte ihn von allem Anbeginn übersehen, nur Verläumdung blind dafür sein.

Sobald Richard Wagner sein Arbeitszimmer betrat, da verschwand für ihn die reale Welt sammt dem grauen Kleide ihrer Alltagsmisère. Der Anblick froher, fröhlicher Farbenpracht, das Rauschen und Knistern der Seide, die vollendete Zeichnung kostbarer, echter Spitzen, der Rosenduft aus den Gärten Persiens, das mußte er sehen, fühlen, das war ihm zum Bedürfniß, zum künstlerisch ethischen Medium geworden. — Diese Atmosphäre und keine andere, übte jenen schier übernatürlichen Zauber auf ihn, dessen

es bedurfte um schier Uebernatürliches zu leisten. — „In jungen Jahren heißt es, da hatte er dergleichen nicht". — Gewiß nicht, leider nicht, weil er mit banger Sorge, mit tausend Widerwärtigkeiten, sagen wir es rund heraus, mit bitterer Noth zu kämpfen hatte, und doch schuf er, wie viele behaupten — und es ist der größere, wenn auch der gewöhnlichere Theil der Mitlebenden — sein Bestes. — Schon gut, damals war er im Vollbesitze seiner physischen Jugendkraft, verstehen wir recht, nicht seiner geistigen, denn mit letzterer ist er in's Grab gestiegen. —

Wohlan, was beweist das? —

Es beweist, daß damals der bloße Gedanke an diese Herrlichkeit von Glanz und Seide genügt hatte, jene Stimmung in dem Meister wachzurufen, welche erforderlich war, um das zu schaffen, was er schuf. Und jetzt, und seit einer Reihe von Jahren, war eben der Meister dahin gelangt, wohin jeder physische Organismus schließlich gelangen muß: er bedurfte eines positiveren Aufwandes, als des bloß gedachten, um sich in die Stimmung zu versetzen, ohne welche solche, die Menschenseele bis in ihre tiefsten Tiefen aufwühlende Dichtung und Musik, nicht gezeugt werden kann.

Jene, die es lieben das Große in den Staub zu ziehen, indem sie es mit der Lupe der Mißgunst, insbe-

ſondere aber der Kleinlichkeit betrachten, werden ſolches Begründen einfach wegwerfend als Sophiſterei bezeichnen. Jeder aber, der dem Urtheile des Verſtandes auch noch das warme empfindende Herz an die Seite ſetzt, wie es in einem Falle gleich dieſem am Platze iſt, der muß ſich ſagen: Ja, ja und dreimal Ja! Nur ſo wird eine ſonſt lächerliche Schwäche eines Mannes erklärt, der ſo gigantenhaft das Gros des Durchſchnittsmaßes überragt.

Und ſo betrat denn Wagner unter allen Räumen dieſes, nach ſeiner ſpeciellen Angabe dekorirte Arbeitszimmer als das Letzte und zwar allein mit dem kleinen Männchen, dem die Aufgabe dieſer Ausſchmückung anvertraut worden war. Das Männlein blieb in ehrerbietiger Entfernung, ſuchte dorthin und dahin zu erläutern, zu vertheidigen.

Der Meiſter aber ſprach kein Wort, ſah vor ſich hin, pfiff dabei leiſe und verließ das Gemach, nachdem er zuvor noch an's Fenſter gegangen war und auf das im franzöſiſchen Style gehaltene Gärtchen einen Blick gethan hatte. Das Laub darin prangte noch im friſcheſten Sommergrün und jedes Gewächs, als da ſind: Thujen, Epheu, Ficus religioſa, Lorbeer und japaneſiſche Rankenroſen, ſtand ſeparatiſtiſch auf einem beſonderen Raſenbeete, das es von ſeinen Gefährten trennte.

Ohne ſeine Meinung in irgend einer Weiſe geäußert zu haben, verließ der Meiſter das Zimmer. Jene aber, die mit Wagner's Phyſiognomie durch langjährigen Umgang vertraut waren, wußten nichtsdeſtoweniger, daß er enttäuſcht ſei und eine Veränderung plane. Doch Niemand ſprach darüber, ein Gleiches that er, und als ſich die ganze Familie beſtehend aus Herr und Frau Wagner, den Töchtern: Daniela, Evchen, Iſolde, dem Sohne Siegfried, der jugendlichen und liebenswürdigen Erzieherin Signora Corſani, des Barons von Stein, Freund des Hauſes und Siegfried's Erzieher, Herrn Hausburg, zu Tiſche ſetzte, um das Abendbrod einzunehmen, da war jede Wolke von Wagner's Stirne gewichen. — Eine helle Freude, für den Winter mit den Seinigen wohlgemuth unter Dach und Fach zu ſein, in dem Lande, das ihm theuer war, leuchtete auf ſeiner Stirne; — wiewohl er auch nicht einen Augenblick lang des wahrhaft erhebenden Ausſpruches vergaß, den er ſeiner deutſchen Heimath gewidmet hat: „Wie iſt glücklich, der dich verſteht, der mit dir glauben, fühlen, träumen und ſchwärmen kann. Wie iſt mir wohl, daß ich ein Deutſcher bin."

Die in dieſen Worten ſo rührend ausgeſprochene Empfindung verließ ihn auch in der Stadt, die er liebte,

unter dem Himmel, der ihn anzog, im Kreiſe der Seinigen, an welchen er mit ganzer Seele hing, die ihn vergötterten und nun geſund und munter um ihn herumſaßen, keinen Augenblick. —

Und dem deutſchen Boden zu Ehren, auf dem das edle Naß gewachſen, wurde über Tiſch mehr als eine der langhalſigen, grünen Flaſchen geleert, deren engere Heimath der Rhein iſt. — Der Meiſter fühlte ſich wohl und wandelte nach Tiſche am Arme Frau Coſima's (klein von Statur, liebte er es, ihren Arm, da ſie größer war, zu ergreifen), die Zimmerreihen, welche er ſchon zum Voraus angedeutet hatte, in den Mußeſtunden benützen zu wollen, auf und nieder.

Eine gute, ruhige Nacht folgte dem aufregenden Tage des Einzuges und Wagner freute ſich, wie er ſagte, ganz insbeſondere, daß er dem achttägigen Wohnen und Leben im Hôtel entgangen war.

Hier mag noch eine vielleicht nicht ganz bedeutungsloſe Betrachtung Platz finden.

Gerade die glühendſten Verehrer des deutſchen Vaterlandes, die deutſcheſten Germanen ſind es, welche Wälſchland von jeher ſo innig in's Herz geſchloſſen haben, wälſche Art, ſo abſtechend von der eigenen, maßlos lieben und für italieniſchen Boden ſo leidenſchaftlich ſchwärmen, —

eine Schwärmerei, die der Italiener ſelbſt ſtets nur mit einem, wenn auch höflichen, doch faſt mitleidigen Lächeln entgegennimmt, wiewohl er gewiß auch keine üble Meinung von ſeinem tiefblauen Meere, ſeinem wolkenloſen Himmel und ſeinen im Süden ſo berauſchend duftenden Orangenhainen hat. Allein er ſieht dies alles als ſchöne, doch natürliche Dinge an; hingegen der Nordländer und beſonders der Germane dieſes zauberiſche Ganze als eine Feiertagsſchöpfung der Natur, als ein zu Greifbarem erſtarrtes Märchen, als die Erfüllung eines kühnen Sehnſuchtstraumes, anſieht. — Poeſie liegt in Italien, ſein Boden iſt damit getränkt, ſeine Menſchen verkörpern ſie, allein Italienern wird dies weder erſichtlich, noch haben ſie für dieſe ihre eigenen Vorzüge das richtige Verſtändniß.

Und ſo reiht ſich hier an das erſte pſychologiſche Räthſel ein Zweites.

V.

Und nun begann in Wagners Haushalt jene ſtrenge Regelmäßigkeit, wie man ſolche bei dem Genie kaum erwarten zu können glaubt, und auch nur dort vorfindet, wo eiſerner

Fleiß, gepaart mit unersättlichem Schaffensdrang, die ganze Kostbarkeit der Zeit ermißt. — Richard Wagner pflegte zwischen 5 und 6 Uhr Morgens aufzustehen. Die Stunden des frühen Morgens waren der Arbeit geweiht. Niemand durfte ihn alsdann stören und Niemand störte ihn. — War es ihm in seinem schwarzen Atlasflaus zu kühl, und das wurde es bald, denn die venezianischen Steinmauern und Steinböden strömen, Strohmatten und Teppichen zum Trotz, eine Kälte aus, die, wenn auch draußen das Laub im Sommerschmucke prangt, die Sonne heiß scheint, warme Kleider im Zimmer von Nöthen macht, — war ihm also der schwarze Atlasflaus zu kühl, so hing der Meister seinen großen Pelz um, für welchen er gleich am ersten Tage ein zweckmäßiges Plätzchen in einem an sein Schlafzimmer stoßenden Kämmerlein gefunden hatte, dessen ganzes Mobiliar in einem großen Schranke bestand. — Dahin begab er sich nun Tag für Tag in den ersten Morgenstunden und holte eigenhändig den Pelz heraus, ein Akt, den man geradezu als demokratisch bezeichnen muß, wie denn überhaupt der alte Freigeist bei aller Vornehmheit Wagner unausrottbar im Blute steckte. Bezeichnend hiefür ist, wie wenig er sich bedienen ließ.

Georg Lang, der Diener des Hauses, hatte mit allem und Jedem mehr zu thun, denn mit seinem Herrn. Diese

Aussage stimmt übel zu dem theilweise sybaritischen Rufe, in welchem Wagner ob seiner Vorliebe für kostbare Ausstattung und Kleidung stand, so wie darum, weil er ein gutes Gericht von einem minder guten wohl zu unterscheiden wußte, und weder ein Glas edlen Weines, noch eine ächte Havannah unterschätzte.

Die ersten Morgenstunden, bis ungefähr gegen 10 Uhr, brachte Wagner allein mit seiner Arbeit zu. Er schrieb während seines Venediger Aufenthaltes ausschließlich an jenem Eingangs erwähnten kunstkritischen Werke, — wiewohl italienische Blätter über diesen Punkt besser unterrichtet sein wollen und behaupten, Wagner hätte in letzter Zeit, d. h. während seines hiesigen Aufenthaltes, an einem neuen musikalischen Werke gearbeitet, das er „die Büßer" betitelte, und dessen Stoff der indischen Legende des Brahma entnommen sein sollte. — Diese selben Blätter wollen auch wissen, daß mehrere Theile dieses musikalischen Werkes bereits vollendet seien.

Dagegen besagt eine andere Version, welche wir der deutschen Presse entnehmen, daß sich der Meister in der letzten Zeit ganz besonders für griechische Musik interessirt, und mit dem Gedanken umgegangen sei, in Athen altgriechische Quellenstudien zu machen. — Die verloren gegangene Musik der alten Helenen wieder aufleben zu

laſſen und unſerem Zeitalter vorzuführen, würde allerdings eine dem Genius eines ſolchen Meiſters würdige Aufgabe geweſen ſein, allein Wagner dachte weder an das eine noch an das andere, denn er betrachtete ſein Werk als vollendet.

Das Perſonal des Hauſes trat zuweilen, allerdings nur in Ausnahmsfällen, kleiner Dienſtleiſtungen wegen, zu Wagner in's Zimmer. — Er ſaß dann gewöhnlich mit dem Rücken den ohnedieß nahezu gänzlich verhängten Fenſtern zugekehrt und pfiff während des Schreibens leiſe vor ſich hin. — Zuweilen ſtand auch ein Glas Wein vor ihm auf dem Tiſche, und fühlte er ſich nicht ganz wohl, ſelbſt ein Gläschen Cognac.

Das Frühſtück nahm die Familie getrennt ein. Gegen die zehnte Stunde kam Frau Coſima zu ihrem Gatten und unterhielt ihn während einer kurzen Weile von dem Laufenden. — Durch ſie erfuhr er den Inhalt eingelangter Briefe, die erwähnenswerthen Tagesneuigkeiten und dergleichen mehr. — Alsdann griff er in der Regel nach ſeinem Hute und ging in den Hof hinab; dort angelangt, ſah er mehrere Male zum Firmamente empor, ſtellte ſich hinaus auf die breiten, nach dem Canal führenden Stufen, wobei er gewöhnlich die Hände, jede einzelne erhebend, hin und herbewegte, womit er gleichſam die Luft prüfen wollte. Es war dies eine Eigenthümlichkeit von Wagner. Häufig auch,

wenn es, wie dies im Herbſte des vorigen Jahres oft der Fall geweſen, regnete, fragte er den Portier oder ſeine beiden, meiſt in der Halle weilenden Gondoliers über ihre Anſichten bezüglich der muthmaßlich zu erwartenden Witterung. — Wurde für den Mittag von dieſen Erfahrungsmeteorologen Sonnenſchein angekündigt, heiterte ſich Wagner's gedankenvolle Stirne ſofort auf, und mit einem: „bene, bene amico“ ging er dann zumeiſt ſchnurſtraks über den Hofraum zum Hinterthor des Palaſtes hinaus, das nach dem Feſtlande, und zwar einer Seitengaſſe der Strada Nuova führt.

Von da iſt es ein ganz artiges Stück nach dem Markusplatze, allein Bewegung ſchien dem Meiſter willkommen und vom Anfange ſeines venetianiſchen Aufenthaltes machte er dieſe Promenade bei gutem Wetter häufig. — Damit verknüpfte er in der Regel kleine Beſorgungen, ging zu ſeinem Banquier (Wechſelſtube Reitmeyer), unter den Procuratien, oftmals kaufte er auch Kleinigkeiten für die Kinder oder ferne Freunde, begab ſich zum Friſeur, ſein Haar, welches mit wahrer Jugendkraft nachwuchs, ſtutzen zu laſſen und machte häufig einen Abſtecher zu Lavenna, dem erſten Conditor Venedig's, wo er eine Chocolade nahm und an regneriſchen oder nebligen Tagen ein Gläschen Cognac, dazu er etwas Kuchen aß.

In der Restauration Haindl soll Wagner gleichfalls mehr denn einmal sich kleinbürgerlich an einer Portion Emmenthaler Käse und einem Glase frischen Bieres gütlich gethan haben, indeß wir an den Emmenthaler am Vormittage bei Wagners ausgesprochenem Magenleiden nicht recht glauben können. — Häufig begleitete Frau Cosima den Gatten und dann beschränkte er seine Gänge auf eine Einkehr bei Lavenna, dem Conditor, nachdem er zuvor wiederholt die Piazzetta abgeschritten (sein Lieblingspunkt) und den Kopf zur Markuskirche erhoben hatte.

Zuweilen konnte man Wagner auch mit der ganzen Familie sehen, dies aber war meist in den Nachmittagsstunden von 4 bis 6 Uhr. Noch später in den Herbst hinein, verlegte er seine Frühspaziergänge auf eine vorgerücktere Stunde und wurde es auch oftmals 12 Uhr und darüber, ehe er das Haus verließ.

Die Platzmusik, welche während des Spätjahres von 1 bis 3, und später, wenn die Tage länger werden, von 2 bis 4 spielt, scheint Wagner zuweilen belästigt und zuweilen erheitert zu haben, nach seiner jeweiligen Stimmung und der Wahl der Stücke. Die Ouvertüre von Lohengrin, sowie noch einiges andere aus dieser Oper, das in merkwürdig hastigem Tempo gespielt wurde, hat ihn einmal factisch zu Lavenna hineingetrieben, wo sein Gesicht fast

jederzeit einen drohenden Ausdruck annahm, wenn er in dem nicht allzugroßen Laden mit anderen Gästen zusammentraf. Kaum eingetreten, hielt er sich beide Ohren zu. Dies war gleich am Anfang, später scheint die Capelle mehr Verständniß für das Tactmaß Wagner'scher Musik erlangt zu haben. — Hiebei ist weniger an einen Verständnißmangel von Seiten der italienischen Musiker zu glauben, als an eine dem Geschmacke des italienischen Publikums gemachte Concession, welchen ein Musikstück leicht zu schleppend vorkommt. Da gerade der Lohengrin-Ouvertüre Erwähnung geschieht, werden wir an eine andere Episode aus einem früheren Aufenthalte Wagners zu Venedig gemahnt.

Es war dies während des Winters 1859 (vor Ausbruch des italienischen Krieges), welchen Wagner in Venedig zubrachte, wo er damals einige Zimmer des Palazzo Giustiniani bewohnte. Der Meister arbeitete zu jener Zeit an seinem „Ring der Nibelungen" und verkehrte blos mit zwei Musikern; diese waren Tessarin, der jetzt in Mailand lebt und für Wagner schon zu jener Zeit (vielleicht damals in Italien der einzige Musiker, welcher ein Verständniß für Wagner hatte) eine unbegrenzte Verehrung fühlte, und Ludwig Stiaßny, der Kapellmeister vom 11. Infanterie-Regimente, Kronprinz Albert von Sachsen.

Was Wagner zu Letzterem hinzog, war die Präciſion, zu welcher er ſeine Muſiker zu verhalten wußte; und zwar waren es die Tannhäuſer- und Lohengrin-Ouvertüren, welche Stiaßny dem Componiſten zu Ehren am Markusplatze aufführen ließ, die Wagners Lob errangen und ſo die Vermittler dieſes Verkehres wurden. Der Meiſter ging damals ſogar ſo weit, in der Chieſa dei Jeſuiti, welche von den Oeſterreichern zu einer Kaſerne umgewandelt worden war, die Militärbande mehrere Male perſönlich zu dirigiren, auf daß die gelehrigen Mitglieder derſelben (meiſt Böhmen) noch vollſtändiger auf den Charakter ſeiner Muſik einzugehen verſtünden. — Um jene Zeit gelangte auch Gräfin Wimpffen, geborene Eckeles und Gattin des Feldmarſchall-Lieutenants Wimpffen, in den Beſitz eines werthvollen Autograph von Wagners Hand: einige Notentakte aus der Nibelungen-Partitur.

Dies hatte ſich im Jahre 1859 zugetragen; 1882 ärgerte oder verletzte vielmehr Wagner bisweilen die mitunter recht verſtändnißloſe Art des Vortrages der italieniſchen Capellen. Zuweilen jedoch konnte ihm die Muſik auch einiges Vergnügen machen; ſo z. B. näherte er ſich eines Tages in der Ruhepauſe dem Capellmeiſter und erſuchte dieſen, ihm Etwas aus der „Gazza Ladra" zu ſpielen. Der Muſiker ſah zwar, daß er es mit einem

distinguirten Fremden zu thun hatte, und war demzufolge auch entsprechend höflich, allein er ahnte, wie er nachträglich erzählte, durchaus nicht, wen er vor sich hatte. Nichtsdestoweniger entgegnete er mit italienischer Zuvorkommenheit, es thue ihm leid, aber er habe die Musik zu dem gewünschten Stücke weder da, noch könne er von dem festgesetzten Programme abweichen. Wagner grüßte und ging schweigend davon. Kaum hatte er den Rücken gekehrt, so belehrte einer der Musiker den Capellmeister über die Persönlichkeit desjenigen, welcher soeben mit ihm gesprochen hatte. Der Mann hatte nicht sobald gehört, wer jenen Wunsch ausgesprochen, als er auch schon einen Boten nach dem Orchester-Auszug der „Gazza Ladra" aussandte, und diese als zweitnächstes Musikstück, von dem Ehrgeize sämmtlicher Mitwirkenden unterstützt, mit Bravour vortrug. Wagner aber war über diese kleine improvisirte Huldigung ungewöhnlich gerührt und sprach nach Beendigung des Stückes den Musikern nicht allein seinen Dank in warmen Worten aus, sondern spendete ihnen auch sein vollstes Lob. Ein Hornbläser aber hatte sich der ganz besonderen Anerkennung des Meisters zu erfreuen.

VI.

Nach dieſen Vormittagspromenaden pflegte Wagner anfänglich gegen ein Uhr nach Hauſe zu kommen, auf welche Stunde die Familie auch die Hauptmahlzeit des Tages verlegt hatte. Nach Tiſche ſchlief der Meiſter ein kurzes Stündchen. — Die beiden Schlafzimmer der Gatten gingen auf den Garten und war es dort noch ruhiger, wie in den gegen den Canal gelegenen Zimmern, wohin zuweilen wenigſtens die Stimmen der Gondoliers heraufdrangen, die ſich gegenſeitig ihr Loſungswort zuriefen, und wo der ſchrille Pfiff der ſeit kurzem den Canalazzo auf und niederfahrenden Dampferchen, von der hieſigen Einwohnerſchaft nicht ohne Stolz „Tramway" benannt, ein Gräuel dem Gondolier aus Geſchäftsrückſichten, und allen Kunſtfeinfühligen aus äſthetiſchen Gründen, hörbar wurde.

Während der Meiſter ſein Schläfchen machte, mußte Betty Bürckel, die vertraute Dienerin des Hauſes, von Frau Coſima Wagner dazu beauftragt, ſtets in dem anſtoßenden Zimmer weilen, um bei der Hand zu ſein, falls der Herr des Hauſes etwas wünſchen ſollte. — War das Wetter günſtig, wurde die Gondel gewöhnlich auf halb vier Uhr Nachmittags beſtellt.

Wagner hatte eine ungeheure Vorliebe für das Waſſerfahren Venedigs gefaßt, das ſich mit keinem anderen vergleichen läßt, und abgeſehen von ſeinem poetiſchen Eindrucke, auch als die angenehmſte Art, Sieſta zu halten, angeſehen werden kann. — Zumeiſt fuhr Wagner mit Frau Coſima allein, häufig aber begleitete ihn auch eines oder das andere ſeiner Kinder. — Während der erſten Hälfte des Oktobers war das Wetter im Vorjahre — das im September ziemlich ungünſtig geweſen — wunderſchön, und beſchränkten ſich daher die Fahrten nicht allein auf den Canal Grande und den jenſeitig gelegenen der Giudecca, noch auf das Labyrinth der kleinen Canäle, das, hat man überhaupt einmal Zeit gefunden auf die Detailſchönheiten Venedigs einzugehen, zum mindeſten ebenſo intereſſant iſt, als die Promenade auf der breiten, von Kunſtſchätzen umſäumten Waſſerſtraße.

Bei freundlichem Wetter ließ ſich der Meiſter vielmehr weit hinaus führen, an die Giardini Publici vorbei, nach dem Lido an's Meer, den Inſeln San Giorgio Maggiore, San Lazzaro, San Servolo oder auch in der entgegengeſetzten Richtung, Murano zu. Dieſe Fahrten, wo er die prächtige, ſalzige, von den warmen Strahlen der Herbſtſonne gewürzte Luft einathmete, thaten ihm unſäglich wohl gegen ſeine Athembeklemmungen, die zuweilen recht peinlich

werden konnten, und weniger von seinen überangestrengten Nerven herrührten, wie allgemein bei seinen Lebzeiten angenommen worden, sondern, wie es sich hinterher herausstellte: erstens einer Magenerweiterung, zweitens einer Herzverfettung und endlich einem Leibschaden zuzuschreiben waren. Insbesondere ist es letzteres Leiden gewesen, welches zeitweilig zu dem recht ernstlichen Uebelbefinden Veranlassung gab, das den Meister quälte und auch von den Nächsten, ja von Wagner selbst, blos als eine hochgradige Nervosität angesehen wurde.

Mehr als einmal sind wir Richard Wagner auf seinen Spazierfahrten in der von zwei Ruderern gelenkten, pfeilschnell dahingleitenden Gondel begegnet; er saß tief zurückgelehnt, die Füße weit vorgestreckt und war meist im eifrigen Gespräch mit den Seinigen. Die jugendliche Lebhaftigkeit seines Wesens zeigte sich in seinen Gestikulationen; gewiß erklärte er seinen Lieben die Bedeutung dieses oder jenes Kunstwerkes, denn sie hingen alle an seinen Lippen und lauschten jedem seiner Worte wie einem Orakelspruche, das konnte man ihnen vom Gesichte ablesen.

Oftmals soll Wagner versichert haben, wie seine nächste Umgebung und die Wenigen, häufig in seiner Gesellschaft Weilenden bezeugen, wie sehr er die Promenade in der Gondel jener im Wagen vorziehe. — „Kein Staub,

kein Geräuſch", waren die Schlagworte, mit welchen er dieſen Vorzug rechtfertigte. Heimgekehrt, fühlte Richard Wagner jederzeit einige Stunden hindurch die günſtige Einwirkung der eingeathmeten Meeresluft nach. Ein Vergnügen war es alsdann zu ſehen, wie er neubelebt, die Hände auf dem Rücken, die zu ſeinem Gebrauche ſpeciell beſtimmten Zimmer auf- und niederſchritt. Niemand, ausgenommen Frau Coſima, hatte während dieſer Stunden Zutritt zu ihm.

Mit ihr, die nicht allein ſeine Frau, ſondern auch ſeine intimſte Herzensfreundin geweſen, beſprach er Alles, was ihm auf der Seele lag, theilte ihr mit, was er in den Morgenſtunden geſchrieben, gearbeitet, was er für die nächſten Tage zu thun in Ausſicht genommen, kurzum was er dachte und empfand.

Richard Wagner war ſo glücklich, dies alles vor ſeiner Gattin ausſprechen zu können, denn ſie verſtand auch die geheimſten Regungen ſeiner Seele und dieſes war der große Vorzug, welcher die Ehe Richard Wagner's auszeichnete und in der Bruſt des ſiebzigjährigen Mannes die Gefühle eines Freiers für die Frau ſeiner Wahl wach erhielt, ein Verhältniß, das vulgäre Menſchen auch nicht recht begreifen konnten und mehr als einmal zur Zielſcheibe ihres billigen Spottes gemacht haben.

„In dieſem Alter“ — hieß es dann allemal — „und nach ſo langen Jahren noch Hand in Hand beiſammen ſitzen, ſich im Dämmerſchein umſchlungen halten, — lächerlich! —“

„Erhaben!“ wäre jedenfalls eine richtigere Bezeichnung geweſen. — Jugend, Reiz der Neuheit, vermögen auch zwiſchen den Unbedeutendſten zärtliche Bande zu knüpfen, allein glücklich zu preiſen ſind alle Jene, die ſolchen Liebesenthuſiasmus in ein ſpäteres Lebensalter mit hinübernehmen, deren innige Zärtlichkeit jahrelangen Beſitz überdauert, denn von ihnen kann man ſagen, was ſich von Wagners dichteriſch-muſikaliſchen Schöpfungen im Allgemeinen ſagen läßt: das Sinnesleben, berauſchend und berückend, ward durch die reine Idee verklärend überwunden. —

Und was dieſen Punkt betrifft, iſt Richard Wagner gewiß einer der beneidenswertheſten Sterblichen geweſen, denn das Glück, ein zweites Ich zu finden, iſt nur Wenigen beſchieden, und geiſtig ausgezeichneten Menſchen wird dieſes Glück noch ſeltener zu Theil, als der Mittelmäßigkeit. Allerdings ſollte es auch dem Meiſter erſt in ſeinen ſpäteren Lebensjahren zufallen, und wenn er es dann noch in ſeinem ganzen Umfange zu ſchätzen gewußt, zu genießen verſtanden, ſo war dies eben auch ein Vorzug,

wie er seinem, nach jeder Richtung hin ausgezeichneten Wesen zukam. Um so begreiflicher wird, angesichts dieser Thatsache, die eifersüchtige, richtiger gesagt geizige Art, solches späte Glück zu hüten. —

Seit Jahren war Richard Wagner nicht zu bestimmen, Frau Cosima, die seine große Liebe nicht allein nach Gebühr würdigte, sondern auch in gleichem Maße erwiderte, auch nur auf Tage zu verlassen.

Richard Wagner's erste Ehe mit der schönen Schauspielerin Minna Planer war, wie bekannt, keine glückliche gewesen und hatte sich auch keines Kindersegens zu erfreuen; ein weiterer Grund, die zweite Ehe, welche Alles in sich vereinigte, was dieses unter Umständen beseeligendste Band auszeichnen kann, nach ihrem vollen, ganzen Werthe zu schätzen.

Die Dämmerungsstunde sah also die beiden Gatten stets zusammen; oftmals auch schrieb Frau Cosima unter Wagners Dictando, was es gerade Wichtiges zu schreiben gab; denn seit langem war die geistig so hochbegabte Frau des Meisters Geheimschreiber geworden.

Kam der Abend, welcher die Familie stets vereinigte, so erglänzten die weitläuftigen Gemächer im hellsten Lichtscheine.

Richard Wagner konnte, was diesen Punkt betrifft,

den Feueranbetern zugezählt werden, und huldigte dem Ausſpruche: „Wo Licht iſt, iſt Freude."

Die Italiener, welche ſelbſt in den vornehmſten Lebensverhältniſſen eine Kargheit im Feuer und Licht bekunden, die ihresgleichen ſucht, kamen denn auch aus dem Staunen nicht heraus, daß es bei Wagner, der eigentlich ſo gut wie keine Geſellſchaft ſah, indem er ja nur ein paar der intimſten Freunde empfing, Abend für Abend ſolch' ungezähltes Lichtergefunkel gäbe, wie man es hier zu Lande nur um eines großen Ballfeſtes willen inſcenirt.

„Wieder Etwas", ſagte der alte, mit den Traditionen Venedigs vertraute Portier des Vendramin — in mehr als Einem unſer verläßlicher Gewährsmann — „was dieſer große deutſche Mann mit Lord Byron gemein hat."

„Auch mein Bruder, Byrons Fido (Getreuer), wurde nicht müde zu erzählen, was ſein Herr für einen großen Verbrauch an Wachslichtern machte." — Und in der That, auch Byron's Zimmerreihe am Canal Grande ſchwamm in einem Lichtmeere, und das auch dann, wenn er ganz allein war mit ſeinen Manuſcripten des Manfred, der Pariſina, des Childe Harold, des Don Juan, an welchen allen er während ſeines langen Aufenthaltes zu Venedig gefeilt, gearbeitet oder geſichtet hatte.

Am Anfang um ſieben Uhr, ſpäter in den Winter

hinein um acht, nahmen Wagner's nach deutſcher Sitte das Abendbrod, nicht die Hauptmahlzeit, wie es hieſige Lebensgewohnheit erheiſcht haben würde. Nach eingenommenem Mahle verſammelte ſich die Familie in dem an das Rauchkabinet ſtoßenden Salon; dort wurde der Thee getrunken, worauf gewöhnlich eine der Töchter vorlas, während die Uebrigen dem Vortrage lauſchten.

Die Lektüre beſtimmte Wagner jederzeit ſelbſt; zu Zeiten wurde nur ganz heiteres, humoriſtiſches vorgeleſen, und dann erſcholl jenes frohe Lachen, deſſen wir ſchon einmal in dieſen Blättern Erwähnung gethan, und das an Richard Wagner, der für Witz und Humor empfänglich war wie nur Einer, ſo ſehr überraſchte und jederzeit zur Heiterkeit mit fortriß, weil es gar ſo herzlich von ſeinen Lippen tönte. — Oder auch es wurde ganz Ernſtes, Schweres vorgeleſen, wo Wagner alsdann nach beſonders ſchwierigen Stellen den Seinigen belehrende Erklärungen über das Vernommene gab.

Einmal während des Winters, als er ſich ganz beſonders wohl fühlte und in Folge deſſen ſehr heiter gelaunt war, deklamirte er etwas aus ſeinen eigenen Werken, wobei er ſeine Stimme mit ſolch dramatiſcher Wucht gebrauchte, daß die Hausleute, in der Meinung, es habe ſich ein Unglück zugetragen, erſchreckt herbeieilten.

Es ſteht feſt, daß Richard Wagner unter Lebensbedingungen und in der Zeit eines Shakeſpeare geboren auch ein vorzüglicher Schauſpieler geworden wäre — was Shakeſpeare eigentlich nicht geweſen iſt — und ſeine Helden beſſer interpretirt haben würde als irgend Jemand.

Dieſe Familienabende im Wagner'ſchen Hauſe waren denn auch von einem neiderregenden Frohſinne und ſprachen ſo recht deutlich für das ſeltene Glück, das in dieſen Mauern wohnte, wo alle unter einem Dache Lebenden durch die innigſte Zärtlichkeit und höchſte Verehrung miteinander verbunden waren.

Als die Saiſon vorrückte, es draußen zu fröſteln begann und in den Zimmern kalt wurde, drückte Wagner mehr als einmal die Beſorgniß aus, ob es denn überhaupt möglich ſein würde, dieſe weiten, hohen, ſteinbekleideten und mit Stein gepflaſterten Räume auch bis zu einem Grade zu erheizen, daß es ſich darin behaglich leben ließe. Man beruhigte ihn allemal und thatſächlich erwies ſich das nicht allzuhohe Halbſtockappartement ungeachtet ſeiner großen und vielen Räume, eine Ausnahme ſolcher Palaſtwohnungen, als ziemlich gut heizbar.

Der Meiſter, welcher ein immerwährendes Bedürfniß der Bewegung fühlte, und insbeſondere dann, wenn er gegeſſen hatte, was jetzt hinterher vollkommen erklärt iſt,

ging faſt die ganze Zeit vom Abendeſſen bis gegen die elfte Stunde, wo er ſich zu Bette legte, auf und ab. Die Athembeſchwerden, an welchen er in Folge ſeiner chroniſchen Leiden laborirte, erklären dieſes Bedürfniß des Hin- und Herwandelns vollkommen, ſelbſt daß er ſeine Hände gerne am Rücken hatte, findet ſeine mediciniſche Erklärung, denn durch dieſe Bewegung fühlte er die Bruſt freier. — Seit Jahren war ſein Schneider beordert, an den Oberröcken ganz auf dem Rücken ein paar Taſchen anzubringen worein er die Hände ſtecken konnte, und zählte dieſe Art auf der Straße zu gehen unter Wagner's Eigenthümlichkeiten, hingegen ſie einzig und allein dem Bedürfniſſe, weniger beſchwerlich zu athmen, zuzuſchreiben iſt. — Gleich allen Menſchen, die an ähnlichen Zuſtänden leiden, wie diejenigen geweſen ſind, von denen des Meiſters Leben ſeit einer Reihe von Jahren bedroht wurde, und über welche die italieniſchen mediciniſchen Fachzeitungen weiter unten Angeführtes *) zu berichten wiſſen, war Richard Wagner

*) Aus der Feder des Profeſſors Dr. G. Barbiglia veröffentlichen die italieniſchen mediciniſchen Fachblätter auf die Krankheit und die eigentliche Todesurſache des großen Tonkünſtlers folgende Bezug habende Daten:

Profeſſor Dr. Barbiglia ſagt: daß die Krankheit, der Richard Wagner zum Opfer gefallen, in ihren erſten Symptomen ſchon vor mehreren Jahren aufgetreten ſei. Schon im Jahre 1878, (wo Wag-

oftmals plötzlichen Anwandlungen von Melancholie, sowie großer Reizbarkeit unterworfen, und er äußerte sich oftmals zu seiner Umgebung darüber: „Man nennt mich häufig übellaunig, indeß ich einfach krank bin."

Ein Glück für die mit so heißer Liebe an ihm hängende Familie, daß sie um die von den Aerzten bereits vor einigen Jahren konstatirten Uebel nicht wußte, oder doch deren Tragweite nicht zu ahnen vermochte, und so des

---

ner gleichfalls in Italien geweilt), hatten sich nämlich bei dem Meister die ersten Spuren einer, wie gewöhnlich, alle drei großen Drüsen des Bauchraumes, nämlich die Leber, Milz und die Nieren befallenden amyloiden Degeneration eingestellt, die sowohl durch die physikalische Krankenuntersuchung, als auch durch die chemische Analyse des Harns mit der größten Bestimmtheit festgestellt werden konnte und schon damals nur eine infauste Prognose zuließ, die den Angehörigen Richard Wagners auch in der schonendsten Weise mitgetheilt wurde, indem das Fortschreiten der amyloiden Degeneration auf das Herz und in letzter Linie auch auf das Gehirn als unvermeidlich schien.

Schon im darauffolgenden Jahre, im Spätherbste 1879 begann der Meister, auch über das lästige Gefühl des Herzklopfens, bereits über zeitweilig auftretenden Schwindel und über Kurzathmigkeit zu klagen und an, obzwar in sehr großen Intervallen auftretenden Ohnmachtsfällen zu leiden, die den Aerzten die ganze Größe der Gefahr, in der Richard Wagner schwebte, klar vor Augen führte, — indem es außer allem Zweifel war, daß nunmehr schon auch das Herzfleisch des Meisters dem zerstörenden Werke der amyloiden Degeneration anheimgefallen, wodurch die Widerstandskraft des Herzens gegen alle, den Pulsschlag desselben beschleunigenden, mechanischen und physischen Einflüsse natürlich sehr beträchtlich herabgemindert wurden.

Glückes ſeiner Gegenwart ohne Furcht und Zittern theilhaftig wurde, ſolange ihr dies vergönnt blieb.

Es iſt natürlich, daß, ſobald Richard Wagner's Anweſenheit in Venedig einmal bekannt geworden, und die projektirte Dauer ſeines Aufenthaltes daſelbſt — vom September bis Ende April — anberaumt war, ſich alles, was in Venedig von Bedeutung lebte, oder ſich bedeutend wähnte, und insbeſondere die hier ſehr zahlreich vertretene Fremdencolonie, worunter einige Coryphäen der Kunſtwelt waren, die einen Theil des vergangenen Winters in Venedig zubrachten, wie: Meiſſonier, Alma Tadema, Pettenkofer und andere, ſich an den großen Dichtercomponiſten und deſſen Familie anzuſchließen ſuchten. — Allein Wagner's Haus, der ſich zu glücklich im engen Kreiſe ſeiner eigenen zahlreichen Familie fühlte und ſeine Zeit als zu koſtbar anſchlug, blieb mit Ausnahme der wenigen Auserwählten, die wir in dem weiteren Verlaufe dieſer Zuſammenſtellung von Thatſachen dem Leſer vorführen werden, Allen verſchloſſen.

Die Abende brachte der Meiſter demnach auch durchgehends im eigenen Hauſe zu, jene ſeltenen Male abgerechnet, wo er einer Einladung der Fürſtin Hatzfeld folgte, mit welcher er ſeit Jahren befreundet geweſen und deren Tochter, die Freifrau von Schleinitz, wie allbekannt, ſeit

einer langen Reihe von Jahren zu den glühendſten, kunſtverſtändigſten und von dem Meiſter ganz beſonders verehrten Wagner-Enthuſiaſten zählt.

Gleich bei Beginn ſeines Aufenthaltes dachte Richard Wagner daran, für ſich und die Seinigen einen Hausarzt zu wählen. — Es lag auf der Hand, daß Niemand in Venedig hiezu erkoren werden konnte, als Dr. Friedrich Keppler, der erſte und vorzüglichſte hier lebende deutſche Arzt. — Dazu kam noch der Umſtand, daß Richard Wagner und Friedrich Keppler ſchon vor Jahren durch die Fürſtin Hatzfeld miteinander bekannt geworden waren. So ließ denn der Meiſter, ſobald er in Venedig inſtallirt war, Dr. Keppler zu ſich bitten, um demſelben für die Dauer ſeines Venediger Aufenthaltes die Sorge für das eigene phyſiſche Wohl und dasjenige ſeiner Familie zu übertragen.

Dr. Keppler aber hielt ſich zur Zeit gerade auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe in Deutſchland auf und zwar im Bade Soden, in jenem ſelben Bade, wohin Richard Wagner im Sommer 1861 ſeine erſte Gattin, Minna Planer, nach beendigtem Pariſer Aufenthalte geſchickt und ſpäter auch dort beſucht hatte.

Man kann ſich vorſtellen, mit welcher Sehnſucht der doch immer mehr oder weniger leidende Meiſter der Ankunft Dr. Keppler's entgegenſah. — In der erſten Hälfte

des Monats Oktober traf Letzterer endlich wieder in Venedig ein und besuchte von da ab täglich und zuweilen auch mehr als einmal Wagner und dessen Familie, welche ihn bald als Freund schätzen und lieben lernte.

Die Anwesenheit des Doctors, dessen vertrauenseinflößende, biedere, echt deutsche Art, brachte jederzeit die günstigste Wirkung auf seinen Patienten hervor, dessen Zustand eben von jener Art war, bei welchem Zerstreuung und ein Ablenken von dem Gedanken des Uebels oft die wirksamste Medizin sind.

Nichtsdestoweniger liebte es Wagner sich auszuklagen, sowohl über sein Leiden, wie über hundert andere nirgends und nimmermehr fehlende Nadelstiche des Alltagslebens. —

Seiner Familie gegenüber that er das nie, oder doch selten, da diese gleich ängstlich wurde, hingegen ihm der Arzt hiefür als die richtigste und willkommenste Persönlichkeit erschien.

Doch wir sind in unserer Erzählung noch nicht über den Monat Oktober hinausgekommen, wo Richard Wagner noch der scheinbar unbedeutendste Patient seines Hauses war, hingegen sich Frau Cosima einige Male recht leidend fühlte, ehe sie sich an das Klima gewöhnte, und auch Wagner's Kinder bald über dies, bald über das zu klagen hatten.

Eine nahe bevorstehende Freude drängte indeß alle

kleinen Uebelſtände in den Hintergrund. — Es war dies die täglich erwartete Ankunft der Gräfin Gravina, Wagner's Tochter Blandine (aus der erſten Ehe Frau Coſima's ſtammend) mit ihrem jungen, bekanntlich ſo kurz zuvor angetrauten Gatten dem Grafen Biaggio della Gravina, aus dem Hauſe der Fürſten Ramana, — eine Liebesheirath, wie man ſie ſchöner nicht im Roman leſen kann und welche das Glück Richard Wagners und Frau Coſima's nicht wenig erhöhte.

Etliche Wochen nach dem Einzuge im „Vendramin", traf das junge Paar von Palermo, der Vaterſtadt des Grafen, in Venedig ein und brachte neues Leben und neuen Frohſinn in die Familie, über welche die kommenden, ſchweren Tage noch nicht ihre Schatten geworfen hatten.

Das junge Ehepaar machte auf Alle die hier Gelegenheit gehabt, es zu ſehen, den angenehmſten Eindruck. Die junge Gattin ſpricht beſonders durch einen ihr eigenthümlichen, verklärten Ausdruck im Geſichte an, welchen wir kürzlich auf einem Bilde von ihr Gelegenheit hatten zu bewundern, von dem ſpäter noch eingehend die Rede ſein ſoll; der Graf aber zeichnet ſich durch auffallende ſüdländiſche Schönheit aus.

Dieſe Ankunft zog auch die nähere Bekanntſchaft mit jenem anderen ganz jungen Ehepaare nach ſich, deſſen wir

anläßlich der Schilderung des Palaſtes Vendramin bereits Erwähnung gethan haben.

Wir meinen den Grafen Bardi (Sohn der Herzogin von Parma und Enkel der Herzogin von Berry) mit ſeiner jugendlichen Gemahlin Adelgunde von Braganza, welche ihren Winteraufenthalt gleichfalls im „Vendramin" genommen, wo ſie die Belétage deſſelben — und zwar zur Stunde noch — bewohnen.

Der Verkehr beſchränkte ſich indeſſen bloß auf einige ceremonielle Beſuche, wobei es blieb, da Richard Wagner von ſeinem Programme: ausſchließlich für ſich zu leben, nicht abzubringen war und ſelbſt die wenigen Auserwählten, welche im Hauſe verkehren, ihn nur äußerſt ſelten zu Geſicht bekamen.

Stets war es Frau Coſima, die empfing und Beſuche erwiderte, wenn es ſolche zu erwidern gab, niemals der Meiſter.

Ebenſowenig hat Jemand, ſolange er am Leben war, mit Ausnahme Frau Coſima's, ſein Arbeitszimmer betreten.

Wenn Wagner dennoch mit dem jungen Grafen Bardi — dem man ob ſeiner königlichen Abkunft den Titel Monſeigneur beilegt — nicht allein näher bekannt geworden iſt, ſondern oft halbe Stunden hindurch mit ihm die große

weite Halle, von der wir Eingangs erzählt, auf und nieder-wandelte, ſo iſt dies bloß einem beſonderen Zufalle zu danken. Graf Bardi hat nämlich die Nautik zu ſeinem Sport erwählt und bei ſeinem Einzuge in den „Vendramin" die große Halle daſelbſt in ein Arſenal en miniature verwandelt. — Vom „Seelenränker" angefangen bis zu dem mit Elektro-Magnetismus getriebenen Schiffe von ganz anſehnlicher Proportion, iſt alles darin vertreten. In dieſem improviſirten Arſenal aber iſt Monſeigneur mit aufgeſtülpten Beinkleidern ſtets bald in dieſer, bald in jener Weiſe thätig geweſen, denn die vielerlei Fahrzeuge, nach den verſchiedenartigſten neuen Syſtemen, konnten überaus halsſtarrig werden und galt dies insbeſondere für die durch Elektro-Magnetismus bewegten, welche jederzeit dann den Dienſt verſagten, wenn man ihre beſonders zweckmäßige Art beweiſen wollte. — Lange Zeit beobachtete Richard Wagner dieſe nautiſche Thätigkeit des Prinzen blos durch das Fenſter ſeines Rauchkabinettes, das ſich als ein überaus gelungener Obſervationspoſten dafür erwies, und konnte ſeine größte Freude daran haben, wenn die neuen Syſteme einmal gar nicht ihre Schuldigkeit thun wollten. Dann aber kamen auch wieder andere Momente, wo alles wie am Schnürchen ging und Monſeigneur bald in dieſem, beſonders conſtruirten Fahrzeuge, bald in jenem mit Ruder,

Segel, Dampf oder elektrischer Kraft den Canal Grande auf und nieder fuhr, daß es eine helle Freude war.

Anläßlich solcher Gelegenheiten konnte denn auch Wagner am Doppelfenster seines Empfangsalons stehen und mit unverwandtem Auge die längste Zeit derartigen Spielereien zusehen. — Allmälig aber begnügte sich der Meister, welcher nun auch seinerseits für diesen nautischen Sport anfing ein ganz ungewöhnliches Interesse zu verspüren, nicht mehr damit, blos einen Zuschauer aus dem Fenster abzugeben. — Es verlangte ihn hinab an die Seite des fürstlichen Zimmermannes, der da unten, ob schön, ob Regen, wie im Tagelohn hantierte. — Und so kam es denn eines Tags, daß Wagner, der alle Kunst- und Geburtsgrößen schroff abgewiesen hatte, die mit ihm zu verkehren suchten, sich selbst dem jungen Aristokraten zur Seite gesellte und anstatt des bisher stummen, gegenseitigen Grußes ein Gespräch anknüpfte. — Von da ab konnte man die Zwei, nach jeder Richtung hin so verschiedenen Persönlichkeiten, wenn der Luftzug für Wagner nicht gar zu stark war, die Halle miteinander auf und niederschreiten sehen. — Ein Bild zum Malen — der schlanke, hochgewachsene, jugendliche Bardi, ihm zur Seite der Meister, klein von Gestalt mit dem weißen Haupthaar, den großartigen Zügen, aufmerksam

ja fast andächtig den nautischen Auseinandersetzungen dieses dilettantischen Seemannes lauschend.

Ganz komisch aber wurde es, wenn Wagner sich im Kreise der Seinigen über die vielen fehlgeschlagenen Versuche Bardi's lustig machte und dieser seinerseits über den großen Mann lächelte, der so wenig solide Kenntnisse von seinem Sport besaß. Jedenfalls hat diese Episode dem Meister manches Stündchen angenehm vertrieben.

Als es anfing grauer und unfreundlicher zu werden und die Promenaden zu Wasser und zu Land häufig abgekürzt werden mußten oder gar unterblieben, da dehnte Richard Wagner seine Arbeitsstunden wesentlich aus und wurde es oft Zwölf und darüber, ehe er sein Zimmer verließ; demzufolge wurde auch die Mittagsstunde von 1 Uhr auf 2 Uhr verlegt und die Abendmahlzeit anstatt um 7 um 8 Uhr eingenommen.

Mittlerweile konnte man den kleinen Tapezierer, welcher sich ungeachtet des ersten mißlungenen Versuches immer noch Wagners Gunst zu erfreuen hatte, vielfach im Palaste aus- und eingehen sehen. Es hieß, er müsse das Arbeitszimmer völlig neu decoriren, aber wie eindringlich man ihn auch fragen mochte, über das Wie war Nichts aus ihm herauszubekommen. Ueberhaupt hatte die ganze Umgebung Wagners Stillschweigen auf ihre Fahne geschrieben.

Nur eines Morgens ſah man den kleinen, ſchweigſamen Alten wie verklärt über den Hof taumeln, und befragt, was es gäbe, was ihn ſo freudig bewege, ſtammelte er blos: „Er hat mir auf die Achſel geklopft, Er war zufrieden" — erſt lange hinterher ſollten wir den tieferen Sinn dieſer Worte kennen lernen. —

Das junge Ehepaar, welches durch ſeine Anweſenheit der ganzen Familie ſo viel Freude bereitete, mußte nach einundzwanzigtägigem Aufenthalte wieder ſcheiden. Die Trennung fiel Eltern und Geſchwiſtern, die ſich alle untereinander zärtlich lieben, recht ſchwer; allein das Frühjahr würde bald da ſein und ſie ja zum ſiebzigſten Geburtstage des Vaters wieder froh und glücklich verſammeln. Dieſe Ausſicht erleichterte denn auch einigermaßen den Abſchied.

Am 19. November traf Franz Liszt in Venedig ein und ſtieg bei Wagner ab. Der Großvater, Schwiegervater und innigſte Freund des Meiſters, nur um zwei Jahre älter, als dieſer ſelbſt.

Als ſich die beiden alten Herren auf den Stufen des Palaſtes in die Arme fielen, da konnte man ihnen die Freude, welche ſie bewegte, ſowie die Liebe, die ſie für einander empfanden, vom Geſichte ableſen. Es war ein rührender Willkommengruß, und mit Ausnahme der Arbeitsſtunden waren die Beiden nun nahezu immer beiſammen.

Oft konnte man ſie gemeinſam an dem breiten Fenſter, das nach dem Canal zu geht, ſitzen ſehen, jederzeit in eifrigem Geſpräch vertieft.

So viel ſteht feſt, daß ſie ſich viel mitzutheilen gehabt haben mögen und viel miteinander zu berathen hatten, gleichſam als ahnten ſie, daß es das letzte Mal ſei, wo ſie zuſammen ſprechen konnten. Liſzt erfreute ſich eines vollſtändigen Wohlbefindens und pflegte ſogar noch früher aufzuſtehen als Wagner.

Sein Kammerdiener, ein bewährter Mann, der ihn überall hin begleitet, Namens Achille Colonello, Palermitaner von Geburt, weiß davon zu erzählen. — Schlag 4 Uhr tritt Liſzt allmorgendlich an Achille's Bett und gemahnt dieſen, daß es Zeit ſei den Tag zu beginnen. — Gleich Wagner hat auch Liſzt dieſe Frühſtunden als die für das Arbeiten günſtigſten anerkannt. — Liſzt's Gegenwart verlieh dem glücklichen Familienkreis im „Vendramin" einen Reiz mehr. Auch erwartete man noch einen anderen treuen Freund und ſeit Jahren unzertrennlichen Hausgenoſſen Wagner's, den Maler Paul Schukowsky, Sohn des berühmten Dichters Schukowsky, Erzieher des verſtorbenen Kaiſers Alexander II. Doch wer kennt ihn nicht, wenigſtens dem Namen nach, den genialen Maler der Gralsburg! —

Eine Zeit lang wohnte Schukowsky im „Vendramin", zog es aber dann vor, — da ungeachtet der zahlreichen Räume kein eigentlicher Ueberfluß an Platz herrschte — die alte, von ihm schon früher innegehabte Wohnung auf San Trovaso zu beziehen; allein es verging kein Tag, dessen größeren Theil Schukowsky nicht bei seinen Freunden verlebte, umsomehr, als ihn die Anwesenheit Liszt's zu dem Plane angeregt hatte, des Abbé's Bildniß zu malen. Wiewohl kein Porträtmaler von Fach, hat doch Schukowsky zu viel in der Nähe von Lenbach und Richter geweilt, um bei seinem bedeutenden Talente und von Liebe und Verehrung inspirirt, wie er es für den Meister und dessen Familie ist, nicht auch auf diesem Felde der Malerei Bedeutendes zu leisten. Auf diese Weise aber hat Schukowsky ein Bild des Abbé Liszt geschaffen, das nicht allein für die Nächsten, sondern auch für die Nachwelt eine unschätzbare Erinnerung an den genialen und liebenswürdigen Künstler bleiben wird.

Der Abbé ist in dem bekannten schwarzen Rocke von geistlichem Zuschnitt abgebildet, und dessen ungewöhnliche und so überaus charakteristische Physiognomie — die, wer sie einmal gesehen, nicht wieder vergißt — umwallt von dem reichen, langen, jetzt weißen und einst blonden, so viel bewunderten Haaren, überaus genial wiedergegeben; wie

denn überhaupt an Schukowsky's Auffaſſung die Vergeiſtigung, und man möchte ſagen die Verklärung auffällt, welche ſich auf den Geſichtern Jener wiederſpiegelt, die ſein durchaus idealer Pinſel zu malen unternimmt.

Dieſe Richtung, welche den genannten Künſtler eigentlich zu einem jener Heiligenmaler ſtempeln würde, wie unſere Zeitſtrömung ſolche kaum mehr kennt, da vor Allem religiöſe Begeiſterung, und man wäre verſucht zu ſagen, ideale Entkörperung dazu gehört, die dem allgemeinen Geſchmack immer fremder geworden iſt, hat Schukowsky bei einem Bilde ganz beſonders zu bethätigen Gelegenheit gefunden, welches er 1881 zu Bayreuth von den Kindern Wagner's gemalt hat.

VII.

Dieſes Bild iſt vom großen Publikum ſo gut wie gar nicht gekannt, und unſeres Wiſſens iſt deſſen Exiſtenz auch in keiner der ſo viel über Wagners intimes Leben berichtenden Zeitungen erwähnt oder gar beſprochen worden.

Ein Zufall, deſſen nähere Details anzugeben uns die Diskretion verbietet, bot uns Gelegenheit die ſehr gelungene photographiſche Wiedergabe deſſelben, aus dem Atelier

des Hof-Photographen Hans Brand in Bayreuth (die Jahreszahl 1882 weisend) zu bewundern.. Schukowsky hat mit diesem Bilde, auf welchem alle fünf Kinder Wagners vereinigt und porträtähnlich wiedergegeben sind und auch des Malers schöne, ernstwürdige Gestalt nicht fehlt, ein dem Vorwurfe entsprechendes Werk geschaffen, das wir nun versuchen wollen, dem Leser so gut als möglich zu versinnbildlichen.

Im Hintergrunde sanftes Hügelland, das perspectivisch sehr weit gedacht, sich den Blicken als mit dem Horizont in eins verschmelzend zeigt. Zwei fränkische, mittelalterliche Thürme, ragen über ein freistehendes Stadtthor in die Landschaft. — Pappeln und andere hochstrebende Baumarten, die jedoch nur in ganz nebelhaften Umrissen sichtbar sind, lehnen sich, wenn wir dem Bilde gegenüber stehen, links an das sanft ansteigende Hügelland. — Der landschaftliche Hintergrund erscheint durch seine, zu den Figuren des Vordergrunds überaus kleinen Dimensionen blos angedeutet. — Die Art wie der Fond dieses Gemäldes gehalten ist, verräth den geübten Blick des großen Dekorations-Künstlers, welcher ungeachtet, oder vielleicht eben nur durch die, im Verhältniß zu den Figuren, so winzigen Proportionen der Thürme, des Stadtthores, der gleichsam im Nebel verschwimmenden Landschaft, einen so bedeuten-

den Effekt zu erzielen wußte und dennoch das Auge des Beschauers nicht von dem figuralischen Hauptvorwurfe des Gemäldes ablenkt. — Wir sehen einen Portikus, dessen einzige stattliche corinthische Säule mit mächtigem Capitäl zeigt, daß wir es mit dem Fragmente eines vornehmen Baues zu thun haben, hinter welchem langstielige Fächerpalmen durchsichtig leicht ihre kühlenden Zweige ausbreiten. An diese Säule gelehnt steht eine edle Männergestalt, den Blick aus dem Bilde heraus, himmelwärts gewendet. Das Antlitz ist vornehm und von göttlicher Begeisterung durchglüht; ohne Mühe erkennt man in dieser Gestalt Schukowsky selbst, der auch in das eigene Antlitz jenes übernatürliche Etwas, jenen mystischen Zug zu legen gewußt, dessen wir als eine vorherrschende Eigenschaft seines Pinsels, sobald er sich mit Figuralischem befaßt, Erwähnung gethan. — Auf dem in Rede stehenden Gemälde hat der Künstler dem heiligen Joseph seine Züge geliehen; das Gewand, welches der Heilige trägt, besteht aus einer dicken, faltenreichen, dunklen Umhüllung, einfach von Zuschnitt, wie sie dem schlichten Zimmermanne zukommt und der Epoche vollkommen angemessen, in welche das Leben des Heiligen geschichtlich fällt. Er legt die rechte Hand, in welcher er einen dicken Wanderstab trägt, auf den er sich zu stützen scheint, über die linke, eine Stellung, wodurch

der Künſtler die fromme Beſchaulichkeit auszudrücken ſucht, in welche der Nährvater Chriſti in dieſem Augenblick verſunken iſt. — Der nur in ganz ſanften Umriſſen angedeutete, das Haupt des Heiligen umſchwebende Glorienſchein iſt für das Auge wohlthätig mit den Palmenblättern verwoben, die ihre tiefgrünen Zweige vom Scheitel Joſephs bis hoch hinauf an den in den Lüften ſchwebenden Flügel des Engels breiten.

Doch vorerſt müſſen wir der Mutter des Heilandes gedenken, die auf einer auf Felſen ruhenden Bank ſitzt, die Hände zum Gebet gefaltet, ein Buch auf den Knieen, unzweifelhaft dasjenige, welches ihr die hohe Sendung verkündet, wozu Gott Vater ſeinen Sohn, deſſen Mutter ſie, die unbefleckte Jungfrau iſt, auserkoren hat. — Die Madonna deckt mit dem weiten Mantel, welcher auch ihr Haupt umhüllt, und in reichem Faltenwurfe nach dem von Blumen überwucherten Boden ſtrebt, den unteren Theil von Joſeph's Geſtalt. — Die Art, wie das weiße, unter dem Mantel getragene kopf- und bruſtumſchließende Tuch Mariens geordnet iſt, deutet darauf, daß der Künſtler die byzantiniſche Schule zum Vorbild genommen haben mag. — Die Füße der Sitzenden ſind von den reichen Wellen ihrer Gewänder vollends verhüllt.

Gräſer und Blumen, darunter die Lilie in ihrer flecken-

losen Reinheit vorherrschend ist, umgeben die Mutter des Erlösers und heben die duftenden Kelche hoch empor zu der Quelle des Lichtes.

In Mitte der verschwenderisch üppigen Vegetation, welche hier symbolisch anzubringen der Künstler für gut befunden, bemerken wir Schaufel und Säge. — Ein auffällig deutlich gestalteter Hirschkäfer sonnt sich an dem Gestein. — Zur heiligen Jungfrau, die in der Ekstase des Gebetes, bei dem erhabenen Wonnegefühl, in das sie die göttlichen Verheißungen des Buches versetzen, das auf ihrem Schooße ruht, die Lippen halb öffnet und die schimmernden Zahnreihen zeigt, hat Daniela Bülow, Wagners älteste aus der früheren Ehe seiner Frau entsprossene Tochter, gesessen.

Neben ihr auf der Gartenbank, der Landschaft zu (die Füße also für den Beschauer unsichtbar), sitzt Jesus, ein zehnjähriger Knabe, im faltenreichen, ärmellosen Oberkleide das den Hals und auch die rechte Schulter blos läßt. — Jesus setzt eben den Hobel an, um ein Brett glatt zu hobeln das auf der Bank liegt, auf welcher er sitzt. — Ein etwas breiterer und auch stärker angedeuteter Heiligenschein, als derjenige ist, welcher die Häupter der beiden früher geschilderten Figuren krönt, umstrahlt das göttliche Kind, welches das Auge sinnend auf seine Arbeit

heftet und in dieſem gleichſam räumlich beſchränkten Blicke doch die Vorahnung ſeiner hohen Sendung ausdrückt. — Zu dieſem zehnjährigen Heilande hat Siegfried, Wagner's Sohn, geſeſſen und iſt deſſen Aehnlichkeit mit Wagner hier von einer geradezu frappirenden Auffälligkeit. — Alles charakteriſtiſche, was wir an der großartigen Phyſiognomie Wagners wahrnahmen, iſt hier in gemilderter Form auf dem Geſichte Siegfried's zum Ausdruck gebracht, ſelbſt das helle Haar, welches ſich unbekümmert um Kamm und Vorſchrift gleich wildwucherndem Baſt in regellos anmuthigen Biegungen über den ganzen Kopf vertheilt, iſt genau wie bei Richard Wagner aus der Stirn gewachſen. — Das ſtill-ſinnige von göttlichem Hauche belebte Glück der heiligen Familie, welche uns dieſe bildliche Darſtellung zeigt, wird von den Sphärenklängen dreier Engel, die im freien Raume hoch über den Thürmen der geſegneten Stadt ſchweben, begleitet. — Dieſe drei Engel, in langen, weißen Gewändern, die Flügel halb zum Fluge erhoben, das lange, reiche Haar aufgelöst, zeigen die Züge der übrigen drei Töchter Wagners: Blandine, Iſolde und Evchen.

Blandine, die älteſte, ſchwebt mehr denn um Kopfeshöhe über die anderen empor.

Der Engel, welchen ſie darſtellt, trägt in der rechten Hand den Bogen, in der linken die Geige, welcher er

wohl göttliche Töne entlocken mag, denn ſein großes Paradieſes Wonne kündende Auge iſt in Verzückung aufgeſchlagen zu den Aetherhöhen ſeines Wohnſitzes, und die Flügel, ausgebreitet wie zu weitem Fluge, deuten an, daß er ſchon in den nächſten Augenblicken zurückeilt in das Land der Auserwählten, die zur rechten Hand Gottes ſitzen. — Der Ausdruck in dem Geſichte dieſes Engels zeigt die höchſte Ekſtaſe, die ein Menſchenantlitz auszudrücken vermag, und das intereſſante Geſicht der jungen Gräfin Blandine Gravina, ſowie ihre wirklich elegiſche Erſcheinung, eignen ſich zu dem Vorwurfe, zu dem ſie der Künſtler gewählt, ganz beſonders. — Der linke Fuß des Engels allein iſt ſichtbar; er iſt etwas vorgeſtreckt, gerade als ob es dieſer Anſtrengung bedürfen würde, um noch eine Weile ſo tief unter den Wolken auszuharren. — Die langen flatternden Gewänder ſtreifen das Haupthaar des Heilandes.

Der zweite Engel, welcher an Maria's Seite ſchwebt, und die Züge Iſolden's von Bülow, der dritten Tochter Frau Coſima's trägt — ſchlägt die Laute. — Das weiße Hemde umfließt ohne Gürtel die Geſtalt; das lange, reichgewellte Haar, das gleich einem Mantel niederwallt, reicht bis an die Kniee, die Augenlider ſind herabgeſenkt und ein unendlich ſeeliger Ausdruck über die kindlich reinen Züge

gebreitet, aus denen jegliches irdiſche Empfinden gewichen ſcheint . . das Entſchlummern eines Engels! — Auch die Flügel ſind nur zur Hälfte ausgebreitet und deuten auf einen träumeriſchen Stillſtand im Fluge hin.

Der dritte Engel endlich trägt die Züge Evchens, der leiblichen Tochter Wagner's. Die Aehnlichkeit mit dem Meiſter, und in Folge deſſen mit Siegfried, iſt eine ausgeſprochene. — Dieſer Engel — auch als Engel gedacht — der jüngſte — ſchwebt dem Knaben Jeſu zur Seite und iſt das Gepräge der Kindlichkeit und unbewußten Frömmigkeit. — Dieſe Geſtalt trägt über dem Hemde ein kurzes Oberkleid, das Haar, wiewohl gleichfalls aufgelöſt, hängt kürzer und ſpärlicher über den Nacken hinab; die Flügel ſind geſchloſſen. — Der Engel hat die Flöte an den Mund geſetzt, und blickt in unbewußter Sinnigkeit auf die heilige Familie, der er ſchützend zur Seite ſchwebt.

Schukowsky hat in dieſes Bild nicht allein ſeine ganze Kunſt gelegt — denn die vielleicht etwas allzugroße, keuſche Körperloſigkeit und eine gewiſſe damit verbundene Steifheit, können ihm nicht mehr zum Vorwurfe gemacht werden, ſobald man weiß, daß er abſichtlich Etwas aus der altdeutſchen Schule in dieſes Bild gelegt hat — ſondern auch die ganze Liebe und Verehrung, den

ganzen unbegrenzten Enthusiasmus, welchen er für den Meister empfunden und auch auf dessen Familie übertragen hat.

Um diese Gesichter so portraitähnlich und dabei doch so engelhaft idealisirt zu malen, wie sie dieses Bild zeigt, muß eines Künstlers ganze Seele von der Aufgabe erfaßt sein, an die er sich gemacht.

Ein solches Werk dem großen Publikum aber gänzlich vorzuenthalten, spricht eben recht deutlich für Schukowsky's enthusiastischen Wagnerkultus, dem die Anerkennung des Meisters jede andere entbehrlich machte. — Mit ebensolcher Liebe ging Schukowsky vorigen Winter an das Portrait des Abbé Liszt, dem Großvater der Wagner'schen Kinder, das dem Künstler denn auch vorzüglich gelang.

VIII.

Wagner aber beschäftigten in jenen Dezembertagen, außer seinen gewöhnlichen Arbeiten, die Vorbereitungen zu einer Jugendsymphonie, welche er zu Ehren des auf den 23. Dezember fallenden Geburtstages seiner Frau in den

[illegible] denen jegliches irdische Empfinden ge-
[illegible] das Entschlummern eines Engels! —
[illegible] sind nur zur Hälfte ausgebreitet und
[illegible] träumerischen Stillstand im Fluge hin.
[illegible] Engel endlich trägt die Züge Evchens,
[illegible] Wagner's. Die Aehnlichkeit mit dem
[illegible] dessen mit Siegfried, ist eine aus-
[illegible] Engel — auch als Engel gedacht
[illegible] dem Knaben Jesu zur Seite
[illegible] der Kindlichkeit und unbewußten
[illegible] trägt über dem Hemde ein
[illegible] wiewohl gleichfalls aufgelöst,
[illegible] über den Nacken hinab; [illegible]
[illegible] — Der Engel hat die [illegible]
[illegible] und blickt in unbewußter [illegible]
[illegible] der er schützend [illegible]

[illegible] dieses Bild nicht
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

...ch nach und
...auſes wurde.
... von Pinelli,
und zuweilen
...rlich bekannter
...reund Paſſini's,

...rich Keppler, der
... ...rzt war, an der
... ...agner's und deſſen

... an mehr und mehr
ganzen Widerſtands-
... Sinn, Luſt und In-
...behalten, wie er ſolches
...ung, insbeſondere der
... Venedig Morgens und
...er auf ihm und wurden
...hen Tagen immer unleid-
... n, wie er um jene Zeit
dem Hauſe ging, was zum
...ſchah, nicht weiter kam, als
... Straße, welche hinaus auf
...Nach zehn Minuten, oftmals

Sälen des Lyceums Benedetto Marcello (Venedigs Conſervatorium), aufzuführen beſchloſſen hatte. — Zu dieſem Zwecke verkehrte Richard Wagner auch mit dem Grafen Contin, dem Direktor des Lyceums, ſowie mit den Muſikern Frontali und Baſſani. — Alles wurde vorbereitet und der Meiſter leitete perſönlich die Proben. — Zutritt zu der Aufführung ſollte, mit Ausnahme der Familie, Niemand haben und wurden ſelbſt die intimſten Freunde, um jedem Mißverſtändniſſe auszuweichen, von dem Concerte ausgeſchloſſen. — Während der Meiſter alſo beſchäftigt war, dieſes muſikaliſche Feſt zu Ehren ſeiner geliebten Gattin zu veranſtalten, trübte ein Krankheitsfall das ruhige Glück der Familie. — Evchen, Wagner's vierzehnjährige Tochter erkrankte an einem Fieber, das am Anfange einen beunruhigend typhöſen Charakter zeigte, dank der richtig angewendeten Heilmittel jedoch niedergeſchlagen werden konnte, wiewohl immerhin ein langandauernder gaſtriſcher Zuſtand die Folge blieb.

Die älteren Töchter Wagner's fanden im Hauſe der Fürſtin Hatzfeld Erholung und Zerſtreuung von ihren ſehr emſig betriebenen Studien. — Fräulein Daniela von Bülow faßte auch eine ganz beſondere Freundſchaft für Fräulein Paſſini, die ſiebzehnjährige Tochter des berühmten Aquarelliſten Paſſini. Dieſe Freundſchaft führte zu einem intime-

ren Umgange mit Paſſini ſelbſt, der nun auch nach und nach ein häufiger Beſucher des Wagner'ſchen Hauſes wurde. Außerdem verkehrte daſelbſt nur noch Frau von Pinelli, die langjährige Freundin Frau Coſima's und zuweilen wurde auch ein junger, jedoch ſchon rühmlich bekannter Künſtler, der Maler Ruben, ſpezieller Freund Paſſini's, daſelbſt aufgenommen.

Dieſe wenigen Perſonen, Dr. Friedrich Keppler, der ebenſowohl Freund, als behandelnder Arzt war, an der Spitze, machten den ganzen Verkehr Wagner's und deſſen Familie aus.

Des Meiſters Leiden fingen jetzt an mehr und mehr zuzunehmen und es bedurfte ſeiner ganzen Widerſtandsfähigkeit, ſeines eiſernen Willens, um Sinn, Luſt und Intereſſe an Allem und für Jedes beizubehalten, wie er ſolches that. — Dazu laſtete die Witterung, insbeſondere der Nebel, welcher zur Winterszeit in Venedig Morgens und Abends ein häufiger Gaſt iſt, ſchwer auf ihm und wurden ſeine Athembeklemmungen an ſolchen Tagen immer unleidlicher. — Die Hausleute erzählen, wie er um jene Zeit oftmals, wenn er zu Fuß aus dem Hauſe ging, was zum mindeſten einmal am Tage geſchah, nicht weiter kam, als bis an das Ende der kleinen Straße, welche hinaus auf die Strada nuova führt. Nach zehn Minuten, oftmals

auch noch früher, kehrte er schon athemlos zurück, die Hände auf dem Rücken und sein Leid Jedem klagend, der ihm von den Hausleuten zunächst entgegentrat.

Dabei seufzte und stöhnte er bisweilen, wenn er sich allein glaubte, daß die Leute alle, mit Ausnahme seiner Familie, vor der er so viel als möglich seine Leiden geheim zu halten suchte und die daraus resultirende Reizbarkeit auf alle anderen nur nicht auf physische Ursachen zurückzuführen bemüht war, bedenklich den Kopf zu schütteln anfingen. Doch ungeachtet aller dieser wenig erfreulichen Symptome glaubte selbst der ihn behandelnde Arzt, Dr. Friedrich Keppler, Wagners kräftige Natur würde noch einige Jahre bei Ruhe und einer entsprechenden Diätetik den zerstörenden Einflüssen, die an ihr nagten, Trotz bieten. — Leider hat der große Meister den ärztlichen Vorschriften wenig Rechnung getragen. — Er sollte jede Aufregung meiden und nicht allein, daß er sie nicht mied, sondern er haschte förmlich darnach; — sein rastlos strebender Geist kannte keinen Stillstand; war es nicht das Eine, so war es das Andere, das ihn beschäftigte, in Athem hielt. — Er fühlte sich oftmals körperlich leidend, war von unerträglichen Beklemmungen gequält, allein darum wähnte er sich noch lange nicht am Abend seines Lebens; rechnete er doch bestimmt auf die neunzig Jahre,

und ſelbſt wenn es ihm vergönnt war, dieſe zu erreichen, würde er nicht alles beendigt haben, was ihm zu thun übrig blieb, ſo ſagte nämlich er ſelbſt mehr als einmal. — Das große Vermächtniß, welches er nicht allein ſeiner Nation, ſondern den Gebildeten aller Völker hinterließ, bedurfte ſo vieler Commentare, die zum größten Theil alle noch zu machen waren. — So iſt ſein großes philoſophiſch-kritiſches Werk leider nur ein Torſo geblieben.

Wie viel hatte er in den grauen Dezembertagen des Vorjahres — und grau waren ſie diesmal ſelbſt unter italiſchem Himmel — über dieſen Punkt mit ſeinem Freunde Franz Liſzt und deſſen Tochter, Frau Coſima, verhandelt.

All' dies aber war ohne Aufregung nicht möglich, und nicht ſelten nahm der Meiſter, wenn er ſich ſchwach und abgeſpannt fühlte, zu nervenaufreizenden Getränken ſeine Zuflucht, als da ſind: Thee, Caffee, ſtarke Weine und ſelbſt Liqueure, die ihn an ein momentanes Wohlbefinden glauben ließen und in den Stand ſetzten, mehr zu arbeiten, als ſeine trotz alledem geſchwächte phyſiſche Kraft, ſein theilweiſe beſchädigter Organismus ohne ſolche nervenerregende Mittel zugelaſſen haben würden. — Vergebens predigte, mahnte der Arzt; vergebens bat die Familie.

Wagner nahm dergleichen nicht ernſt, ſpottete über

die Aerzte im Allgemeinen, die ſtets verbieten was ſie ſelbſt am liebſten thun, und wollte das Ganze überhaupt nur als Alfanzereien betrachtet wiſſen, nach denen ſich zu richten er auch nicht die geringſte Luſt verſpürte, — da, wie er glaubte, die Nothwendigkeit dazu nicht vorlag. — Fühlte er ſich leidend, ſchob er dies jederzeit auf einen Diätfehler, auf eine Erkältung, häufiger noch auf die Witterung, die ihn ſelten zufriedenſtellte, ausgenommen wenn die Sonne ganz hell und warm ſchien.

Neben den aufregenden Getränken, durch welche Wagner wie Voltaire ſeine Nerventhätigkeit zu ſteigern, oder ſeine Verdauung zu beſchleunigen liebte, war es auch der Umſtand, daß er den größeren Theil des Tages und ſelbſt die Nacht in Räumen zubrachte, die mit geradezu betäubenden Wohlgerüchen erfüllt waren, ein Umſtand, auf welchen wir ſpäter noch zurückkommen werden, und der ſicherlich nicht ganz ohne Schuld iſt an dem ſo überraſchend plötzlichen Ende, das dieſen, ſelbſt in ſeinem verletzten Zuſtande noch ſtählernen Organismus ereilt hat.

Indeſſen kam die Weihnachtswoche heran; Evchen war zur Freude der ganzen Familie wieder ſo weit hergeſtellt, um das Bett verlaſſen zu können und an dem auf den Vorabend der Weihnacht anberaumten Feſte theilzunehmen. — Das Concert war auf die neunte Abendſtunde

festgesetzt. — Die Familie Wagner, Liszt an der Spitze, vollständig vertreten, der Saal glänzend erleuchtet, vom Eintritte Jedermann ausgeschlossen. Graf Contin, der Direktor des Lyceum Marcello, in dessen Concertsaal die Aufführung von Wagners Jugendsymphonie stattfand, begrüßte den Meister mit einer Rede, welche in gewählten Worten die Auszeichnung betonte, die Richard Wagner mit diesem Acte dem Institute erwies. — Das Orchester jubelte Beifall, Wagner dankte und stellte sich an seinen Dirigentenpult.

Es sollte dies das letzte Mal in seinem Leben sein, und kann der Ausspruch, welchen er an jenem Abend gethan, als er den Dirigentenstab bei Seite legte, als ein prophetischer angesehen werden:

„Ich werde nie mehr dirigiren!" — sagte er.

Warum, Meister, fragten die etlichen Musiker, welche ihn umstanden und allein diesen Ausspruch vernommen hatten.

„Weil ich bald sterben werde!"

Es war dies nicht die einzige, während seines Venediger Aufenthaltes von ihm ausgesprochene Todesahnung. Freilich stimmten solche Worte übel zu der Prophezeiung der neunzig Jahre, an die auch er glaubte, oder zu glauben vorgab. — Allein solche Aussprüche traten eben auch nur dann auf seine Lippen, wenn das Uebel in der eigenen

Bruſt ſo arg wüthete, daß es jeden Optimismus daraus verdrängte.

Die Aufführung ging brillant von Statten, der Meiſter war zufriedengeſtellt, dankte den Muſikern und verließ am Arme Frau Coſima's, die gerührt und erfreut zugleich war, den Saal.

Dirigentenſtab und Pult, die der Meiſter benützt hatte, ſind gleich zurückgeſtellt worden, und bleiben in dem Muſikinſtitute zur Erinnerung an Richard Wagner aufbewahrt.

Ungeachtet des tragiſchen und leider auch ſo prophetiſchen Ausſpruches, welchen Wagner nach Beendigung der Aufführung gethan, zwang er ſich doch ſchon wenige Minuten ſpäter zu einer dem Tage angemeſſenen Heiterkeit. — Auch fühlte er ſich draußen in der friſchen Luft angelangt, ſofort wieder wohler und leichter. — Allerdings regnete es an jenem Tage in Strömen; bei ſolchen Gelegenheiten erweiſen ſich denn auch Gondelfahrten als überaus unangenehm, und Wagner, von Frau Coſima ſcherzend interpellirt, ob er auch heute der Anſicht ſei, daß die Gondel dem Wagen vorzuziehen iſt, entgegnete: „Nein, nein, für Regentage gilt der Ausſpruch nicht."

Und nun begannen die Zurüſtungen für den Weihnachtsabend und waren es Wagner's liebenswürdige, bei aller hohen Bildung überaus häuslich erzogenen Töchter,

welche die nöthigen Vorbereitungen hiezu trafen; — ſie, die den Baum putzten, welchen deutſche Sitte am Weihnachtsabend vorſchreibt, und zu welchem der Vater eigenhändig bei Lavenna, ſeinem Lieblingsconditor, das ſchönſte Zuckerwerk auswählte, das zu bekommen war.

In den Morgenſtunden des 24. Dezember — die Witterung war, wenn auch trübe, ſo doch äußerſt mild — ließ ſich Wagner nach der großen, und in Venedig, wegen der vielerlei Gattungen Fiſche überaus ſehenswerthen „Peſcharia" hinter dem Rialto rudern, wo ihn der Anblick der mit Geſchmack ausgelegten Fiſche und Schaalthiere während einiger Augenblicke recht ſehr ergötzte. — Es war dies ein Einfall ſeines Gondoliers geweſen, den Herrn dahin zu bringen, wie dies häufig der Fall war, da Wagner die Wahl oder Richtung der Fahrt meiſt dieſem erprobten Cicerone überließ, der jederzeit die ſchönſten oder doch dem Tage, der Saiſon angemeſſenſten Punkte auswählte. — Dieſes Verſtändniß aber erfreute Wagner ſo ſehr, daß er dem Manne, welcher doch als beſoldeter Diener in ſeinem Dienſte ſtand, nicht ſelten nach ſolch einer Fahrt, die ihm größeres Vergnügen bereitete als gewöhnlich, einige Lire in die Hand drückte.

Ebenſo geſchah es häufig, daß er ſich in die abgelegenen Gäßchen Venedigs begab, ſich dort unter das Volk

miſchte und den Bedürftigſten der zahlloſen Armen je Etwas und meiſt unaufgefordert einhändigte, was dann niemals weniger als ein Zwei-Lire-Schein war. Wie viel Freunde er ſich durch dieſe Mildthätigkeit bei der armen, dankbaren Bevölkerung Venedigs erworben, wie viel Segenswünſche über ſein und der Seinigen Haupt geſprochen wurden, darüber mag blos das große Gedenkbuch Aufſchluß geben, in dem Böſes und Gutes verzeichnet ſtehen.

Von der freundlichen Art, mit welcher er hier Allen entgegenkam, die mit ihm in irgend einem direkten Verkehre ſtanden, werden die Leute noch heute nicht müde zu erzählen. Das ſichtbare Behagen, welches ihm dieſer Verkehr mit einer urſprünglichen, naiven, ihn zwar nicht erfaſſenden, aber auch nicht über ihn klügelnden Menge verurſachte, hatten Richard Wagner hier, wo Alles concentrirter iſt als in anderen Städten von ähnlicher Ausdehnung und irgendwie hervorragende Perſönlichkeiten bald von jedem Kinde gekannt ſind, zu einer ganz außerordentlichen Popularität, und zwar ſpeziell beim Volke, verholfen.

Wagner ward hier geliebt und dies in ganz unmittelbarer Weiſe, das aber that ihm wohl, machte ihn heiter und liebenswürdig auch außer dem Hauſe, ſobald ihn ſeine phyſiſchen Leiden nicht gerade quälten. Jedermann aus dem Volke wußte hier, was er von Wagner zu halten

habe und intereſſirte ſich mit der den Italiener auszeichnenden Art für das Genie, welches, wie ihm geſagt wurde, der alte freundliche Herr mit dem hellbraunen Ueberzieher und dem grauen Hute ſei. —

Wie die Leute der unteren Stände das große Verdienſt Wagners zu perſonificiren und ſich verſtändlich zu machen ſuchten, wird durch folgenden uns mehr als einmal zu Ohren gekommenen Ausſpruch am beſten erſichtlich:

»Egli è più di un re, dicono, non è vero?«
(„Man ſagt, daß er mehr als ein König ſei, nicht wahr?")

Iſt es zu verwundern, wenn Wagner ſich dieſer ungekünſtelten Verehrung gegenüber wohl fühlte, ſich unter das Volk miſchte und gerne mit dieſem verkehrte? Dieſe Popularität erſtreckte ſich auch auf den übrigen Theil der Familie. So waren Wagners Töchter hier ſprichwörtlich bekannt ob ihrer Liebenswürdigkeit, Einfachheit und Höflichkeit gegen Untergebene, — Siegfried aber vollends der Liebling Aller, die ihn näher kannten. — Die Töchter ſprachen, dank Fräulein Corſani, der anmuthigen, ſchwarzäugigen Genueſerin, die ihnen zur Geſellſchaft beigegeben war, alle ganz vorzüglich das Italieniſche, hingegen der Meiſter keinerlei Gewandtheit in dieſer Sprache beſaß, und häufig ſeinem Italieniſch franzöſiſche, noch öfter aber deutſche Worte beimengte.

Der Portier vom „Vendramin", welchen der Meiſter zum öfteren nur »amico mio« anſprach, radebrecht auch etwas deutſch, was zu hören Wagner allemal viel Spaß machte. Den maleriſch ſchönen Enkel des Portiers, mit Namen Bartoletto aber nannte Wagner nie anders als »piccolo Vendramin,« eine Bezeichnung, welche dem neunjährigen Jungen wohl ſein ganzes Leben hindurch erinnerlich bleiben wird. —

Da wir gerade beim Erzählen von allerlei Unbedeutendem ſind, das, weil es ſich in nächſter Nähe eines großen Menſchen wie Wagner zutrug, doch nicht bedeutungslos iſt, ſo mag hier erwähnt ſein, daß der Meiſter bei all' ſeiner — vielfach übertriebenen — Prachtliebe doch eigentlich ganz und gar nicht den Haushalt eines Grandſeigneur führte, zu welchem Glauben man leicht verlockt wird, wenn man von der Anzahl Räume hört, die er bewohnte, der pomphaften Gewänder gedenkt, die er im Hauſe an ſeiner Gattin zu ſehen liebte, ſich an die prunkhafte Ausſtattung erinnert, die in ſeinem Arbeitszimmer herrſchte, und ſeine eigene Vorliebe für koſtbare ſeidene Gewänder im Auge behält. Allein dieſen unumſtößlichen Thatſachen gegenüber ſteht die überaus geringe Zahl Diener — es waren ihrer blos vier — und dieſes ſtempelt Wagner's Häuslichkeit zu einer durchaus bürger-

lichen, bei der es ſich die Töchter recht angelegen ſein ließen, überall ſelbſt mit Hand anzulegen, wie man es bei jungen Damen von ſo hochſtrebender Bildung kaum erwartet haben würde. Dieſe vier Diener, bei dreißig und mehr Wohnräumen, einer zahlreichen Familie, ſorgfältig bereiteten Mahlzeiten, einem Heere von zu heizenden Oefen, einer Unzahl von in Stand zu haltender Beleuchtungsobjekte ſind nicht allein charakteriſtiſch ſondern, ſollen wir die Wahrheit ſagen, auffällig bei einem Manne wie Wagner, weil ſie ſeiner Häuslichkeit einen ängſtlich bürgerlichen Anſtrich verleihen, wie man ſolchen bei ihm gerade am wenigſten erwarten würde.

IX.

Zu Weihnachten gab es reges Leben im Wagner'ſchen Hauſe und boten die Töchter alles auf, das Feſt der Chriſtnacht ſo deutſch als möglich zu geſtalten. — Keiner der Diener noch der Hausleute, der nicht von dem lichterſtrahlenden Baume ſeine Beſcheerung geholt hätte, keiner, der nicht mit Rührung an dieſes glückliche Familienfeſt zurückdenkt, wo die Wände von fröhlichem Jubel wieder-

hallten und der Herr des Hauſes ſich ſo wohl zu fühlen ſchien, als ſtünde er in ſeinen Jünglingsjahren. — Die Familie blieb im engſten Kreiſe bis tief in die Nacht beiſammen und iſt es ein erhebender Gedanke, daß Richard Wagner dieſes letzte Chriſtfeſt in weihevoller und ahnungslos glücklicher Stimmung verlebt hat.

Die Zeitungen ſtreuten um jene Zeit allerlei Gerüchte über ihn aus, unter anderem auch, daß er ſammt Liſzt und ſeiner ganzen Familie nach Rom zu ziehen im Begriffe ſtünde, ein anderes Mal hieß es wieder nach Palermo zu ſeinem gräflichen Schwiegerſohn und von da nach den joniſchen Inſeln und Griechenland, — lauter Dinge, von denen der Meiſter ſtets nur zufällig hörte, denn er ſelbſt war der Zeitungslektüre im Allgemeinen überaus abhold und las mit Ausnahme der Augsburger Allgemeinen überhaupt keine Tagesblätter. — Auf dem Laufenden über die wichtigſten Ereigniſſe wurde Wagner, wie ſchon erwähnt, durch Frau Coſima erhalten und erfuhr daher Dinge, die ihn ärgern konnten, ſo gut wie niemals.

Die Tage wurden, wenn auch noch nicht wirklich länger, ſo doch etwas heller, denn man ging der Jahreswende und mit ihr dem Carnevale zu, der in dieſem Jahre ganz beſonders glänzend zu werden verſprach, da ſich ſeit Jahresfriſt eine uneigennützige, nur auf die Wiederher-

ſtellung verblichenen Ruhmes bedachte Geſellſchaft unter dem Vorſitze eines venetianiſchen Edlen, des Barons Girolamo Filiberto Cattanei gebildet hatte, welche den venetianiſchen Carneval wieder zu ſeinen einſtigen Ehren zu bringen ſtrebte.

Wagner war, wie er mehr als einmal geſagt, neugierig auf dieſen Carneval und ſeine ſceniſchen Effekte. — Außerdem aber war er kopfüber in Arbeit vertieft, manches ſollte noch vor Liſzt's Abreiſe beendigt werden und der Abbé hatte dieſe als baldig bevorſtehend angekündigt. — Nur das neue Jahr wollte man noch gemeinſam verleben, dann mußte der treue und geliebte Freund wieder weiterziehen.

Mit Dr. Keppler hatte Wagner zu jener Zeit häufig längere Unterredungen, obgleich dieſer, der eigentlich ein Jünger Aesculap's, ſich aber doch ſchon ſelbſt auf dem Gebiete der Dichtkunſt einige Lobeeren erworben hatte, in muſikaliſcher und dichteriſcher Beziehung antiwagneriſch geſinnt war, was Wagner wußte, ohne ſeinem Arzte und Freunde dieſe Gegnerſchaft nachzutragen.

Eines Tages kam Wagner das Gerücht zu Ohren, Angelo Neumann trage ſich mit dem Plane, in Italien und zwar mit Venedig angefangen, ſeinen „Ring der Ni-

belungen" zur Aufführung zu bringen. Der bloße Gedanke, daß dieses Project sich realisiren könne, erfüllte den Meister mit dem wüthendsten Ingrimme — heute hat sich dieser kühne Plan verwirklicht, der Name Angelo Neumann prahlt auf den mit Trauerrand umgebenen Plakaten, die den „Ring der Nibelungen" an jeder Straßenecke Venedigs für die nächsten Tage verkünden; das Haus (Fenice-Theater) ist für den ganzen Cyklus zum Voraus ausverkauft. — Würde Wagner am Leben geblieben sein, hätte er Herrn Angelo Neumann's Plan, Italien auf diese Weise mit seiner Tetralogie bekannt zu machen, um jeden Preis zu vereiteln gesucht, denn der Meister hat gegen Dr. Keppler und Andere zur Zeit, als ihm das Gerücht von diesem Unternehmen zu Ohren kam, mehr als einmal geäußert: „So lange ich lebe, wird diese Aufführung nicht stattfinden." —

Und nun war auch der letzte Tag des Jahres herangekommen. Auf einen Geist wie Richard Wagner konnte der eigenthümliche Reiz, welcher mit der letzten Nacht des Jahres verknüpft ist, nicht ohne besondere Wirkung bleiben. Der Meister beging die Jahreswende mit erhobenem Glase in Mitte der Seinigen und fühlte sich in dieser letzten Sylvesternacht wohler, als er sich während des ganzen Winters gefühlt hatte. Keine Spur von finsteren Ahnungen,

keine Spur der dräuenden Gefahr, welcher er so beflügelten Schrittes entgegenging. —

Der große Saal des Vendramin-Palastes war in einen Blumengarten verwandelt, draußen wehten mildwarme Frühlingslüfte. Liszt's Finger entlockten feuersprühende Melodien dem prächtigen Flügel, die jungen Stimmen von Wagner's Kindern sangen Chöre aus „Parsifal", Frau Cosima saß glückstrahlend, von Pracht und Glanz umflossen, als wäre sie soeben aus dem Rahmen eines der großen Bilderwerke von Paolo Veronese herausgetreten, an der Seite des Meisters; ihre aus Goldbrokat und tiefrothem Atlas gewobene Kleidung (Wagner's Lieblingszusammenstellung) schien zur lebhaftesten Freude, zu endlosem Glück und Jubel herauszufordern.

Wo blieben die dunklen Vorbedeutungen in jener Stunde?! —

Einer weisen Fügung sei Dank dafür, sie waren stumm in jener Nacht. — Und als die Familie in der ersten Stunde des neuen Jahres mit tiefbedeutsamem Kuß und Händedruck auseinanderging, da umschlang Richard Wagner sein geliebtes Weib mit der Gluth eines Jünglings und begab sich mit ihr in sein Sanctuarium.

— — — — — — — — — — —

Er führte sie, das so inniggeliebte Weib in das

Gemach, daß außer ihm und ihr Niemand betreten durfte, und der Geist alles dessen, was er an Lust und Liebe in seinen Werken niedergelegt, stürmte auf ihn ein, sobald er die Schwelle dieses sinnenberückenden Raumes überschritten hatte.

Hellster Lichtschein blendete die Eintretenden, allein man sah nicht, woher diese Helle kam, bei der Sonne und Mond sich um die Herrschaft zu streiten schienen. Wie von unsichtbaren Mächten hervorgezaubert, überfluthete dieses magische Licht das Gemach, in dem phantastische und die Phantasie berückende Pracht mit künstlerisch-reicher Verschwendung wetteiferten. — Der erste Eindruck war dermaßen überraschend, daß man überhaupt nicht daraus klug werden konnte, womit diese Wirkung eigentlich erzielt ward.

Alles half zusammen, die Sinne und mit ihnen die Seele in einen traumhaft magischen Zustand zu versetzen. — Das seltsame Licht, so tageshell und dabei doch so wollüstig gedämpft, die Wände mit blaßrosenrothem und wassergrünem Atlas überkleidet, von weißen kostbaren Spitzen überhangen und diese abermals von schweren, breiten, rothen, goldbetreßten Atlasstreifen umwunden!

Wohin das Auge blickte kunstvoll gefertigte, große prächtige Atlasrosen, selbst der Boden, den ein dicker, buntgewirkter, arabischer Teppich deckte, war mit solchen Rosen

überstreut. Diesen künstlichen Blumen aber entströmte der allerköstlichste Rosenduft und verbreitete in dem Gemache jene nervenaufreizende Atmosphäre, die sicher nicht ohne üble Folgen auf die Gesundheit seines Bewohners geblieben sein kann.

Die ganze Mitte des saalartigen Zimmers aber nahm ein Ruhelager ein, dessen kolossale Dimensionen nahezu verblüffend wirkten. Dieses, nach antiker Art geformte Lager erhob sich kaum einen Schuh hoch von der Erde und war mit schwerem Atlas in der Farbe gefrornen Thee's oder richtiger „Thee-Eis" überzogen. Sechs, diesem Umfange entsprechende gewaltige Pfühle von gleicher Farbe und gleichem Stoffe umgaben nach orientalischer Sitte diese Riesenottomane. Die schweren rothen Atlaszierrathen, die in verschwenderischer Fülle darüber gebreiteten Goldbrokatdecken, machten dieses Möbel zu einem wahren Schaustücke toller Pracht.

Von kostbarstem, rheingrünen Atlas waren auch die Stühle, welche große, rothe Atlasrosen zierten, die ihrerseits wieder mit golddurchwirkten Bändern befestigt waren.

Ein prächtiger Flügel war in ähnlicher Weise von glitzernder Seide umhüllt und mit Rosen überstreut.

Die Fenster verhüllten sechsfache Gardinen, angefangen vom dunkelsten Blau, darüber hellere Nüancen blauer,

roſa und grüner Farbe fielen, wodurch das Licht von draußen nahezu gänzlich abgehalten wurde.

Selbſt der Tag ſollte mit ſeinen wechſelnden Launen und mit ſeinen wechſelnden Lichtwirkungen die beſeeligende Harmonie dieſes künſtlich geſchaffenen Eden's nicht ſtören!

Hier in dieſem Zaubergemach, das einem tiefgewaltigen Bedürfniß nach Poeſie ſein Entſtehen dankte, ſchien es immer heller Tag, oder immer helle Nacht zu ſein; hier dufteten die Roſen ohne Unterlaß und aller Staub und aller Nebel des Alltaglebens ſtob angeſichts dieſer phantaſtiſchen, der Märchenwelt entlehnten Pracht auseinander!

Wagner mag, wenn er dieſes Gemach betrat, Aehnliches empfunden haben, wie es den Haſchiſchraucher überkommt, ſobald die narkotiſchen Dämpfe ihre Wirkung auf ihn ausüben.

Räumlich fühlte er ſich der Welt entrückt, die Laſt der Jahre ſchwand, die Sorgen und Qualen des Lebens wichen von ihm, ſobald ihm dieſes bunte, aber harmoniſche Chaos von Pracht und Glanz entgegenblinkte, die betäubenden Düfte ihn umſchmeichelten und alle Eindrücke der Alltagswelt unter ihrem würzigen Odem begruben.

Ungefähr der vierte Theil dieſes Saales ward durch ſchwere Atlasgardinen abgetrennt, die gleichfalls Wagner's

beliebte Farbenzuſammenſtellung von blaßroſa, grün, blau und grellem Roth wieſen.

Eine Makart'ſche Decoration! die einen bühnenähnlichen Eindruck auf den Beſchauer hervorbrachte, umſomehr als ſich auch da wieder ein Meer von wilden Wogen aus Seide, Gaze und Brokat, phantaſtiſch zuſammengeſtellt, dem Auge darbot. Aus dem Hintergrunde ſchimmerte eine reiche Anzahl koſtbarer Gewänder hervor, von welchen der Meiſter wohl auch gelegentlich ſelbſt Gebrauch machte, je nachdem ihm die Laune anwandelte. Ein Lieblingscoſtüm darunter war ein nach altdeutſchem Zuſchnitte geformter Talar aus Goldbrokat, mit Silberfäden durchwirkt. — Dieſes koſtbare Gewand trug Wagner auch in jener letzten Sylveſternacht ſeines Lebens, dazu das bekannte Barett aus ſchwarzem Sammt, das den geiſtvollen Kopf mit dem weißen reichen Haupthaar ſo kleidſam bedeckte.

Von ſolch glänzender Beſchaffenheit alſo war der Raum, in welchem Richard Wagner die letzten Monate ſeines Lebens gearbeitet, gedacht, geträumt und die letzten Stunden zärtlich innigen Beiſammenſeins mit der von ihm geliebten Frau verbracht hatte; das war jenes Gemach, auf deſſen Ausſtattung ſich der kleine alte Tapezierer ſo viel zu Gute that, jenes ſelbe, in welchem der Meiſter wenige Wochen ſpäter ſo unerwartet ſeinen Geiſt aufgeben ſollte!

X.

Das neue Jahr war unter den allerfreundlichſten Auspizien angebrochen. Im Hauſe Wagner ging alles ſeinen gewohnten Gang, oftmals kam die Rede darauf wie raſch die Zeit vergehe, und Alle fanden ſo viel Wohlgefallen an dem Venediger Aufenthalte, der ihnen jetzt mit Zunahme des beſſeren, helleren und ſtets milderen Wetters von Tag zu Tag traulicher erſchien, daß ſie es bedauerten, die Hälfte desſelben ſchon verlebt zu haben.

Die Geſundheit des Meiſters ließ um jene Zeit leider wieder ſehr Vieles zu wünſchen übrig, und kam Dr. Keppler häufiger denn ſonſt, nach ſeinem Patienten zu ſehen. Die Symptome waren zwar keine gefährlichen, allein immerhin von jener Art, daß ſie die Aufmerkſamkeit des Arztes und die Schonung des Leidenden erforderten. — In einigen Punkten wurde denn Wagner auch willfähriger und den Rathſchlägen ſeines Arztes gefügiger. — Um ſeinen rheumatiſchen Schmerzen abzuhelfen, kleidete er ſich wie es das hieſige Klima erfordert, wärmer im Hauſe, beobachtete eine ſtrengere Diät und verſprach wenigſtens — gehalten hat er dies leider nie — den Aufregungen

jeglicher Art ausweichen zu wollen. — Die günſtige Wirkung ließ auch nicht lange auf ſich warten. — So brach der Faſching an und fand den Meiſter ganz in der Stimmung welche erforderlich war, um an der harmloſen, wiewohl geräuſchvollen Fröhlichkeit theilzunehmen, die ein italieniſcher Carneval und ganz beſonders ein venezianiſcher im Gefolge führt. Der Faſching iſt in Italien eine durchaus demokratiſche Inſtitution, mehr als das, eine nivellirende. Anderswo ſind es zumeiſt blos die Jungen, die Schönen, die Wohlhabenden, welche vom Strudel der Carnevalsluſt erfaßt, den tollen Reigen mittanzen, nicht ſo in Italien, wo ſich, Dank dem milderen Himmel, der größere Theil der Faſtnacht im Freien abſpielt, und darin liegt eben der gewaltige Unterſchied. — Im geſchloſſenen Raume grenzen ſich die Stände ſcharf ab, anders unter Gottes freiem Himmel, wo es keine Toilettevorſchriften, kein Entrée, keine erzwungenen Abgaben für Speiſe und Trank giebt. — Auch der, dem wenige oder gar keine Mittel zu Gebote ſtehen, kann hier mitthun, es koſtet ja nichts, als irgend einen bunten Lappen Zeuges, wohlgefällig drapirt um ſich zu hängen und das Geſicht mit bemaltem Papier zu bedecken; das aber kann auch der Niedrigſte, der Aermſte. — Die Eigenſchaften, die zu dieſer burlesken Unterhaltung vonnöthen ſind, liegen den Leuten außerdem auch noch

im Blute. Jeder verſteht eine Poſe anzunehmen, jeder iſt „beau parleur“, wenn es darauf ankommt. — Gelenkig, ungenirt und lebhaft ſind die Italiener, ſo Frauen wie Männer durchgehends. Dazu kommt die Tradition, nach welcher zur Zeit des Carnevals Arm und Reich, Schön und Häßlich, Jung und Alt, eine Verkleidung über ſich wirft, eine Maske vor das Geſicht bindet, und hinaus auf die Gaſſe eilt, um einen Part in der Allerwelts-Comödie mitzuſpielen. — Greiſe und Knaben, Matronen und Backfiſche, bringen das gleiche Quantum Humor und Ungezwungenheit mit. — Kein Menſch nimmt dem anderen einen Spaß übel. Kein Spotten, kein Lachen von Seite der Zuſchauer, keine, wie immer geartete Beſchränkung von Seite der öffentlichen Sicherheits-Organe. Man läßt die Leute einfach ihrer Wege gehen, wohlwiſſend, daß ſie Dank tauſendjähriger Erfahrung Maß zu halten wiſſen werden.

Venedig aber mit ſeinem Markusplatze, der nicht umſonſt von jeher ein „unbedeckter Ballſaal“ genannt worden iſt; Venedig mit ſeinem Labyrinth von Gäßchen und Canälen, mit ſeinen verſchwiegenen, eigens wie für den Mummenſchanz geſchaffenen Gondeln, bietet ein Podium für die Maskerade, wie man ein ſolches geeigneter in der Welt kaum noch anderswo findet. Dazu trat noch, wie ſchon erwähnt, der Umſtand, daß der in den letzten Jahren

allmählig in Schlaf verſunkenen, an Altersſchwäche kränkelnden Carnevalsluſt durch die „Geſellſchaft Veneziani-ſcher Feſte", von welchen in dieſen Aufzeichnungen ſchon einmal die Rede geweſen, heuer neues Leben eingehaucht wurde, weil ja der alte Ruhm des weltberühmten Carnevals von Venedig wieder zu Ehren gebracht werden ſollte. Und in der That, ſeit Jahren hat die alte Dogenſtadt kein ſo lebhaftes Maskentreiben in ihren Mauern geſehen, wie ſolches die Faſchingstage dieſes Jahres aufgewieſen haben.

In Mitte des Markusplatzes war wie alljährlich die Plattform aufgeſtellt, die zum Tanzen im Freien beſtimmt iſt. — Vermummte Schaaren fuhren den Canal Grande in den als Tramway bezeichneten Dampferchen auf und nieder. Und auch in der Auswahl der Verkleidungen bekundet das hieſige Volk, bei dem die Maske von jeher eine ſo große Rolle geſpielt hat, ein ganz beſonderes Geſchick. Viele unter dieſen Figuren waren weit überlebensgroße Geſtalten, mit ungeheueren Perücken und beſonders gelungenen Charakterphyſiognomien. — So erſchienen z. B. „Madame Gute-Laune" mit „Prinz Carneval", gefolgt von ſämmtlichen Staatswürdenträgern bis hinab zu den Köchen, Küchenjungen und Straßenfegern eines Mittags auf dem Eiſenbahnperron zu Venedig und hielten unter dem Gejohle

einer freudig bewegten Menge ihren ſolennen Einzug in die Stadt.

Eines der gelungenſten dieſer Tableaux war der Ackerbauminiſter, der auf einem Pfluge ſtand und zur Hälfte unter gelben Rüben begraben war, — gar nicht zu reden von den Fiſchern aus Chioggia, den Negern, den Knappen, von den mittelalterlich herausſtaffirten überlebensgroßen Nobili, die ſtolz am Arme gleichfalls gigantiſcher Gefährtinnen luſtwandelnd die Straßen durchzogen und hinter ſich her ein paar reich betreßte, vor Hunger ſtöhnende Diener laufen hatten. — Wer dieſe „Illuſtriſſimi" mit ihrem Gefolge ausgehungerter Diener geſehen, wer ſie je ſtöhnen gehört: „Quanta fame, quanta fame", vergißt ſie Zeit ſeines Lebens nicht mehr. —

Richard Wagner aber ergötzte ſich an dieſem bunten Gewoge, das ſowohl im Sonnenſchein wie im Nachtdunkel, während dieſes kürzeſten und daher concentrirteſten Carnevals (welcher der heurige geweſen iſt) die Straßen von Venedig durchzog. — Er ſoll zwar hinterher geäußert haben, daß ſeine Erwartungen höhere geweſen ſeien, was ſchließlich dem Meiſter ſceniſcher Effecte, welcher Wagner ja doch, abgeſehen von ſeinen anderen unſterblich großen Eigenſchaften geweſen iſt, nicht zu verargen wäre. Allein, daß er ſich in Mitte dieſer maskirten Schaar ergötzte, mit

größtem Intereſſe das tolle Treiben beobachtete, ein Fröhlicher unter Fröhlichen herumwandelte, das können wir bezeugen, da wir es mit eigenen Augen geſehen haben.

Wagner ſpazierte, den Kopf zurückgeworfen, an Frau Coſimas Seite, mit elaſtiſch-jugendlichen Schritten mitten durch das tollſte Gewühl und ſein Geſicht zeigte allemal die unverkennbarſte Heiterkeit. Es iſt thatſächlich ganz merkwürdig, daß Richard Wagner gerade während der letzten vier Wochen ſeines Lebens ſich viel wohler gefühlt hat, als um die Mitte ſeines Venediger Aufenthaltes, was wohl auch dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß auf die Monate November und Dezember die Regen- und Nebelſaiſon des Südens fällt, hingegen es während des Monats Januar, obzwar ausnahmsweiſe kalt (die Temperatur ſank auf zwei Grad Kälte herab) doch meiſt ſonnig am Tage und ſternenhell bei Nacht war, ein Umſtand, welcher bei Wagners großer Empfindlichkeit für die Witterung nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ſeine Geſundheit bleiben konnte. —

XI.

Im Hauſe der Fürſtin Hatzfeld fanden um jene Zeit mehrere größere Abendunterhaltungen ſtatt; etlichen wohnte

auch Wagner während einer kurzen Weile an. Die Huldigungen, die ihm dort dargebracht wurden, dürften selbst einen König in Verlegenheit gesetzt haben. Die ihn anbetenden Damen,*) und deren gab es im Salon der Fürstin Hatzfeld nicht wenige, lagen häufig in Bewunderung zu seinen Füßen und erbaten sich als höchste Gunst seine Hände mit Küssen bedecken zu dürfen. Selten mag die Begeisterung für den Genius in lebhafterer Weise zum Ausdruck gekommen sein, als solche dem großen Regenerator zu Theil ward. Franz Liszt weiß ja von ähnlichem Enthusiasmus zu erzählen, und wenig Künstler dürften die Frauen in dem Grade bezaubert haben, wie ihm solches gelungen; allein Liszt war damals jung und seine Persönlichkeit unterstützte den Enthusiasmus für den Künstler.

Bei Richard Wagner aber, der im Greisenalter stand, streifte dieser Cultus an eine Art Anbetung und galt eben darum ganz ausschließlich dem Genius.

Richard Wagner ist eine Individualität gewesen, an der Niemand gleichgültig vorüberschreiten konnte; ein Wesen zum Lieben oder zum Hassen.

---

*) Sie nannten ihn nicht anders als „den Einzigen".

Solange er mit einer Welt im Kampfe lag und ſich nur ein kleiner Kreis Verſtändnißvoller um ihn geſchaart hatte, da begegnete ihm der Haß auf Schritt und Tritt, ging ihm unaufhörlich zur Seite. Am Abend ſeines Lebens, wo die Schlachten, die er für ſeine Ueberzeugung geſchlagen, für das geheiligte große Werk — deſſen Schöpfer er beſtimmt geweſen iſt zu werden — ausgekämpft waren, am Abende ſeines Lebens nach den zahlloſen Triumphen, die ſein überwältigender und endlich ſiegreicher Genius heraufbeſchworen, da war der Haß auf ein Winziges zuſammengeſchmolzen. — Liebe, Bewunderung und Verehrung ſtanden Wache am Scheidewege, an dem er bald für immer dem Sehkreiſe Jener entſchwinden ſollte, die den Großen, der unter ihnen gewandelt, ſo lange nach Menſchenart und Brauch verkannt hatten.

Es iſt ein überaus erhebender Gedanke, daß dieſem großen Daſein ſolch ein harmoniſches, ſanft ausklingendes Ende beſchieden geweſen; daß die irdiſche Gerechtigkeit nicht erſt wartete, bis der Genius des Jahrhunderts ſein Auge für immer geſchloſſen haben würde, und ihm, Richard Wagner, dieſe Gerechtigkeit zu Theil ward, ſolange er ſich ihrer noch erfreuen konnte, als ein lebendiger, dem Tadel und Lobe zugänglicher Menſch.

Einige Male während des Monats Januar und zwar

vor der Abreiſe Franz Liſzt's, welche auf den 13. dieſes Monats fiel, empfing Wagner in ſeinem Hauſe jene wenigen ausgezeichneten Perſönlichkeiten, deren wir ſchon früher mit Namen Erwähnung gethan. Es wurde an jenen Abenden auch muſicirt und waren es ausſchließlich Jugendwerke des Meiſters, die dabei zum Vortrage gelangten; die wenigſten dieſer Schöpfungen dürften dem Publikum bekannt ſein und wird es wahrſcheinlich erſt einer ſpäteren Epoche vorbehalten bleiben, dieſe veröffentlicht zu ſehen. — Der Meiſter hat ſeinen Hinterbliebenen darüber ganz beſtimmte Weiſungen ertheilt. Auch die Symphonie, welche Richard Wagner zu Ehren des Geburtsfeſtes ſeiner Gattin im Lyceum Marcello am 23. Dezember 1882 aufführen ließ, war eine Arbeit, die aus des Meiſters achtzehntem Jahre ſtammte und, wie es heißt, ſeine erſte größere Inſtrumental-Compoſition geweſen iſt. — Wenn man den Muſikern, welche bei der Aufführung mitgewirkt haben, Glauben ſchenken darf, ſo iſt dieſe Symphonie ein muſikaliſches Juwel.

Wie alle Menſchen, wenn ſie alt werden, gerne auf ihre früheſten Eindrücke und Erinnerungen zurückkommen, ſo liebte es auch der Meiſter ganz beſonders, aus den längſt vergangenen Tagen ſeiner Jugend zu erzählen und ſeiner Erſtlingsarbeiten zu gedenken. Und ein Vergnügen

war es alsdann, ihm zuzuhören, behaupten Jene, die ſo glücklich geweſen, lauſchen zu dürfen. Einfach, prunklos, klar und präciſe war ſeine Art zu erzählen, wie ſeine Art Briefe zu ſchreiben, und wiewohl Wagner und Bismarck ſich ſtets, wenn auch nicht feindſelig, ſo doch ſchroff gegenüber ſtanden, weil Einer des Anderen Größe nicht zur vollen Geltung kommen laſſen wollte, ſo hatte doch Richard Wagner in vielen Ausſprüchen, ſowie in ſeiner Privatcorreſpondenz Manches gemein mit der markigen, beſtimmten Ausdrucksweiſe des Kanzlers.

An das ſo viel geſchmähte und andrerſeits zu den Wolken erhobene, dem modernen Sprachgebrauch fremde, und darum ſo arg verpönte „Wagnerdeutſch", über das ſich jeder Schulknabe lange Zeit luſtig gemacht und beſonders intereſſante Bruchſtücke daraus citirt hat, darf man dabei freilich nicht denken. —

Nicht allein die höchſtgeſtellten und vornehmſten Perſonen, ſondern auch die Mächtigſten im Geiſte ſind jederzeit die Einfachſten im gewöhnlichen Leben, ein Umſtand, der eben auch bei Richard Wagner zutraf. —

Dieſe Vorliebe, welche der Meiſter für ſeine muſikaliſchen Erſtlingswerke hatte, erſtreckte ſich jedoch ganz und gar nicht auf ſeine erſten Opern als „Rienzi", Tannhäuſer" und „Lohengrin", auf die er, als längſt überholt, nur mehr

mit einer gewiſſen Geringſchätzung herabſah. Leute, die hievon keine Kenntniß hatten, konnten ihn mit ihren wohlgemeinten Lobſprüchen über letztgenannte Werke zur Verzweiflung bringen. Aehnlich erging es hier einmal dem Capellmeiſter der ſtädtiſchen Muſik, welcher Wagner zu Ehren, den er unter den Luſtwandelnden auf dem Markusplatz erblickt hatte, einiges aus Tannhäuſer ſpielen ließ, was den Meiſter ſofort verſcheuchte und den Capellmeiſter in begreifliche Beſtürzung verſetzte. — Bei der nächſten Gelegenheit erkundigte ſich der Muſiker ſchüchtern bei Frau Coſima, was der Meiſter an dem Vortrage ſeiner Capelle auszuſetzen gehabt habe; Wagner kam zufällig dazu und ſagte: „Nichts, als daß ich dieſe Oper als meine ſchlechteſte nicht mehr hören kann."

Am 13. Jänner ſchied Franz Liſzt von Wagner; an denſelben Palaſtesſtufen, auf welchen ſie einander bewillkommt hatten, verließen ſie ſich. — Wieder lag Einer dem Anderen in den Armen, die beiden ehrwürdigen Kampfgenoſſen Bruſt an Bruſt gedrückt. — Es war das letzte Mal, daß ſie einander ſehen ſollten. Auf dasſelbe Datum, einen Monat ſpäter, fiel Wagner's Todestag. —

Wie ſchon erwähnt, ſchien des Meiſters Zuſtand während dieſer letzten Wochen ſeines Lebens ſich weſentlich gebeſſert zu haben, oder doch in ein anderes Stadium

getreten zu ſein. Die Athembeklemmungen ſtellten ſich weniger häufig ein, hingegen wiſſen die etlichen Perſonen, welche mit ihm in intimem Verkehr geſtanden haben, daß ihn einige Male während dieſer letzten Zeit, in Zwiſchenräumen von ungefähr acht Tagen, ſchwache Ohnmachten angewandelt hatten. Einmal überkam den Meiſter dieſer Zuſtand ſogar bei Lavena, dem Conditor, ein anderes Mal bei ſeinem Banquier, Herrn Reitmeier. — Beide Male ließ er ſich, ſobald das Unbehagen gewichen war, zu ſeiner Gondel begleiten, die an der nächſten Riva auf ihn wartete, und ſchärfte den Leuten ein, gegen Niemanden von ſeiner Familie dieſes Umſtandes Erwähnung zu thun.

Wagner ſelbſt ſah keine beunruhigenden Symptome in dieſen Anfällen, die er ſich eben dahin erklärte, daß er ungeheuer nervös ſei, und da jetzt die Athembeklemmungen eine Verminderung erfahren hatten, dieſe Nervoſität in anderer Weiſe zum Ausdruck kommen müſſe. Schwindel, Congeſtivzuſtände, weiter ſchien es ihm Nichts zu ſein. Dieſes Selbſtvertrauen theilte ſich auch den anderen mit, und Niemand von ſeinen Nächſten um ſein Wohl ſo eifrig Beſorgten ſah mehr als eine vorübergehende Schwäche in dieſen Zuſtänden, wie ſolche das Alter und ein überreiztes Nervenſyſtem mit ſich bringen.

Dr. Keppler wußte allerdings, daß es mit dem Meiſter

eines Tages plötzlich aus ſein könnte, aber ebenſogut mochte der Zuſtand auch noch Jahre hindurch dauern; beſtimmen ließ ſich in dieſem Falle nichts, nur war bei der kräftigen Conſtitution Wagners, ſeinem unverwüſtlichen Lebensmuthe, und ſeiner geiſtigen Friſche, weit eher das Letztere anzunehmen. — Oftmals in dieſer Schlußperiode ſeines Lebens begleitete Siegfried, das Ebenbild und der Liebling des Vaters, dieſen auf ſeinen Spaziergängen. — Siegfried intereſſirte ſich für jedes einzelne der herrlichen Bauwerke Venedigs und erfreute den Vater dadurch ganz außerordentlich. Wagner's Sohn will nämlich nicht das muſikaliſche Erbe ſeines Vaters antreten; ſein Streben geht vielmehr dahin, Architekt zu werden, und Wagner, der für die größte, perſönliche Freiheit ſtimmte, freute ſich der ausgeſprochenen Art, mit welcher Siegfried ſchon vor geraumer Zeit dieſen ſeinen zukünftigen Beruf gekennzeichnet hatte.

XII.

Die letzten Faſchingstage kamen heran und die tolle Luſtigkeit erreichte ihren Gipfelpunkt; der Faſchingdienſtag fiel auf den 6. Februar. — Der Markusplatz ſchwamm

im buchstäblichen Sinne des Wortes in einem Strahlenmeere und bot einen feenhaft schönen Anblick dar. Zwei Musikbanden spielten lustige Weisen im beschleunigtesten Tempo; auf der Plattform wurde flott getanzt. Zahllose Masken und Maskenzüge bewegten sich mit italienischer Lebhaftigkeit und obligatem Stimmaufwand unter den Procuratien, drängten sich in die Cafés, führten inmitten des Markusplatzes ihre Extempore-Comödien auf; ihre aus dem Innersten kommende harmlose Fröhlichkeit den nordischen Zuschauern mittheilend, die gleichsam unter ihnen standen, als wollten sie sagen: Wir Alle sind viel zu schwerfällig für dergleichen, wir leben das Leben viel zu ernst, haben viel zu viel nachgedacht, viel zu viel in Kant, Schopenhauer, Darwin und Haeckel geblättert; diese Leutchen hier thun dergleichen nicht, und wer weiß auf welcher Seite die Klugheit liegt?!

Aehnliches fuhr vielleicht in jener letzten Faschingsnacht auch dem großen Meister durch den Sinn; jedenfalls gewann seine durch und durch künstlerische Natur die Oberhand, denn er mischte sich mit ungewöhnlicher Jovialität unter die wogende Menge. — Wir haben ihn mit eigenen Augen gesehen, es war das letzte Mal und seine Erscheinung wird uns unauslöschlich in der Erinnerung haften bleiben. —

Wagner führte seine Tochter Daniela am Arme und drängte sich mit dieser mitten durch das ärgste Maskengewühl. Sein Schritt war elastisch, ja jugendlich, der Kopf hoch erhoben, man sah ihm an, daß er, welcher der allgemeinen Geselligkeit stets den Rücken kehrte, sich wohl fühlte unter dieser jubelnden Schaar, gleichsam Theil nahm an diesem Fastnachtsschwank, daß er, der Unmaskirte sich dieser vermummten, kindischen Menge gegenüber maskirt wähnte, und es in gewissem Sinne während dieses Augenblicks auch war, denn er fühlte sich als Mitwirkender bei diesem tollen Reigen.

War ja doch auch er gekommen gleich allen diesen anderen, um dem Ersterben des venezianischen Carnevals anzuwohnen. — Es war kurz vor Mitternacht und Wagner freute sich unverkennbar auf den traditionellen Moment, in welchem Fastnacht und Fasten, also Genuß und Entsagung, sich brüderlich die Hände reichen würden; vom höchsten Bacchanal zur tiefsten Reue — ein einzig kurzer Schritt!

Mitternacht schlug es auf dem riesigen St. Markusthurme, weihevoll begannen die ehernen Zungen ihren täglich sich wiederholenden melodischen Rhythmus, dem Wagner mit erhobenem Haupte lauschte, da, plötzlich erloschen die flimmernden Lichter wie auf Befehl höherer Mächte, Finster-

niß umfing die frohe Menge und heilige Geſänge ſchallten weit hinaus in die Lüfte!

Es war ein Theatereffekt, aber Richard Wagner wußte ihn zu ſchätzen!

Das Bild erfreute ihn ſichtlich und in gehobener Stimmung ſahen wir den Meiſter die Räume der Reſtauration „Al Bianco Cappello“ betreten.

Es war vielleicht der letzte Abend unbedachter Heiterkeit in Wagners Leben, nicht vielleicht, er war es gewiß! Eine Stunde darauf kam Wagner noch ganz unter dem unmittelbaren Eindrucke des eben Erlebten heim.

„Amico mio“ ſprach er den alten Portier an, welcher, da der Meiſter außer Hauſe war, ſein Bett auch nicht aufgeſucht hatte; „amico mio, der Carneval iſt zu Ende:“ („il Carnevale e andato!“). Dabei klopfte er dem Alten auf die Achſel. Eine Scene, welche dieſer, von Wagner ſichtlich bevorzugte Diener nicht müde wird, immer wieder und wieder zu erzählen, ſo tief iſt der Eindruck, welchen dieſelbe durch den jählings darauf folgenden Tod des Meiſters auf den alten Mann hervorgebracht hat. —

Folgenden Tages am Aſchermittwoch fühlte Wagner Luſt, das ſchöne Wetter zu nützen und eine längere Waſſerfahrt zu unternehmen. Wie allemal, befragte er wieder

Luigi, seinen ersten Gondolier, der in solchen Fällen sein Berather: „Wohin fahren die Venezianer heute?" — und der wohlbewanderte Führer erwiderte: „Nach San Michele, gnädiger Herr," — worauf er Wagner nach der neuerbauten prächtigen Todtenstadt Venedigs ruderte. — Ein herrlicher Blick auf die Paduaner und Vincentiner Berge machen diesen Ausflug nach der unfern Murano gelegenen Insel zu einem ganz besonders lohnenden. Das Wetter war verlockend schön, der Meister verließ die Gondel und machte vom hellsten Sonnenschein begleitet, einen Gang durch die imposante Nekropole der Lagunenstadt, welche er auch nach Verdienst pries und bewunderte. — Als er in die Gondel stieg um den Heimweg anzutreten, fragte Luigi seinen Herrn, ob ihn der Spaziergang auch befriedigt hätte.

„Vollkommen" — entgegnete Wagner und fügte hinzu „bald finde auch ich Ruhe an einem ähnlich lauschigen Plätzchen!" —

Gewiß machten sich an diesem Morgen die alten zerstörenden Feinde in des Meisters Brust besonders fühlbar und veranlaßten ihn zu diesem, leider so kurz darauf sich vollziehenden Ausspruche. —

Auf diese Woche, welche die letzte seines Lebens gewesen, fielen noch folgende Einzelheiten und brachten eine

kleine Veränderung in seine zu Venedig tagtäglich gleichmäßig dahinfließende Lebensweise. — Frau Pauline Lucca berührte auf der Durchreise Venedig und wünschte den Dichterkomponisten zu sprechen. Allein er hatte gerade einen seiner bösen Tage, zumal ein bleigrauer Himmel auf Venedig lastete. Wagner fühlte sich beim besten Willen nicht in der Stimmung, die ausgezeichnete Künstlerin zu empfangen. — Am darauffolgenden Tage aber mußte dieselbe Venedig bereits wieder verlassen. —

Zwischen Freitag und Samstag traf der Capellmeister Levy aus Bayreuth ein; dieser wurde von dem Meister, wie es scheint, sehnsuchtsvoll erwartet und hatte mehrere längere und vielleicht auch aufregende Unterredungen mit demselben. Wenigstens traf der Arzt seinen Patienten an jenem Tage in ungewöhnlicher Erregung an, obschon dem Anscheine nach wohler, als er während der letztvergangenen Zeit gewesen.

„Ich glaube, meinte Wagner," daß es meiner Stimmung zuträglich sein dürfte, während einiger Tage aus dem Einerlei meines hiesigen Lebens zu kommen und in Begleitung Siegfried's einen kleinen Ausflug zu machen."

Dr. Keppler stimmte dieser Ansicht vollständig bei und rieth zu Verona, oder auch zu Bologna, beides in

drei Stunden von Venedig erreichbar, alſo mit keinerlei Anſtrengung verbunden.

Die Ausſicht auf dieſe kleine Fahrt verurſachte Wagner großes Vergnügen und unterhielt ſich derſelbe längere Zeit hierauf mit Dr. Keppler über die ſchöne Lage Veronas, den intereſſanten Charakter dieſer Stadt und dergleichen mehr. —

Dr. Keppler pflegte, wenn Niemand von der Familie unwohl war, ſeinen Beſuch im Wagner'ſchen Hauſe zwiſchen ſechs und ſieben Uhr Abends abzuſtatten, eine Stunde, die dann in der Regel im angenehmſten Geſpräche mit dem Meiſter hinging und dieſen ſichtlich zerſtreute. —

„Gleich Montag will ich meine Anſtalten zu dieſem kleinen Ausfluge treffen, nach welchem ich gewiß die unvergleichliche Ruhe Venedigs erſt wieder ſo recht zu ſchätzen wiſſen werde."

Mit dieſem Ausſpruche des Meiſters ſchloß Samſtag den 10. Februar die Unterredung Wagners mit Dr. Keppler. Sonntag den 11. regnete es nahezu den ganzen Tag, was den Meiſter wie gewöhnlich verſtimmte. Er verblieb während des größeren Theiles des Tages in ſeinem Arbeitszimmer und ſchien ungewöhnlich beſchäftigt. —

Am Nachmittage ſah er wiederholt zum Fenſter hinaus,

consultirte das Barometer und entschloß sich endlich für einen Gang zu Fuß ins Freie und zwar ohne Begleitung.

Allein es währte keine zehn Minuten, so kehrte er auch schon wieder heim, beide Hände auf die Brust gedrückt, wie jederzeit, wenn er Mangel an Luft litt, und in sichtlicher Verstimmung.

Er klagte während dieses Tages bald über dieses, bald über jenes, auch war er ganz ungewöhnlich reizbar.

Gegen Abend wurde sein Befinden wie jederzeit besser und auch seine Stimmung ward wieder eine normale. — Keppler fand ihn im Vergleiche zu dem vorangehenden Tage erstaunlich wohl und freute sich dessen; der Puls war regelmäßig und die bedenkliche Erregtheit vollständig gewichen. Das Gespräch fiel abermals auf den geplanten Ausflug, dem Barometer gemäß würde das Wetter sich in den nächsten Tagen zum besseren wenden und die Fahrt begünstigen.

Montag den 12. Februar Morgens erwachte der Meister mit der Empfindung ungewöhnlichen Wohlseins. Keinerlei Magenbeschwerden, von denen er in Folge der Erweiterung, welche dieses Organ bereits gewonnen hatte, vielfach gequält wurde.

Er pries Dr. Keppler, welcher ihm neuerdings über diese kleinen Miseren, wie er sie nannte, hinübergeholfen

hatte, und war auch sonst ganz besonders heiter gestimmt, indem der Regen aufgehört, ein schöner Tag in Aussicht stand und Wagner die Nacht in ruhigem Schlafe und ohne Unterbrechungen zugebracht hatte. —

Die Seinigen freuten sich mit ihm, und Siegfried, sein Liebling ganz insbesondere, da der Vater erklärte, heute noch zu seinem Banquier gehen zu wollen, um sich daselbst mit dem zum geplanten Ausfluge erforderlichen Kleingeld zu versehen.

Dies geschah auch, der Meister ließ sich nach San Marco fahren und besuchte dort, nachdem er wie gewöhnlich einige kleine Commissionen besorgt hatte, das Bankgeschäft des Herrn Reitmeyer (eines Münchener), an welchen Wagners Creditbriefe lauteten und bei dem er sehr häufig auch bloß Einkehr hielt, um ein wenig auszuruhen, wenn ihm, wie er sagte, der Athem wieder einmal zu kurz geworden war. —

An jenem denkwürdigen 12. Februar aber machte er diesen Besuch bei Reitmeyer ausschließlich nur, um die kleine Summe zu erheben, deren er zu dem auf die kommenden Tage festgesetzten Ausfluge bedurfte. — Er saß länger als gewöhnlich in dem Bankcomptoir, ungefähr eine halbe Stunde, die er im heitersten Geplauder mit dem Chef des Hauses und dessen Beamten verbrachte. —

Um ſechs Uhr Abends ſprach wie gewöhnlich Dr. Keppler bei ſeinem Patienten vor; wir hatten Gelegenheit den Arzt noch am ſelben Abend zu ſehen und das Geſpräch fiel auf den Dichterkomponiſten und deſſen Art zu erzählen.

„Heute", verſicherte der Arzt, „war Wagner ungewöhnlich aufgeräumt, fühlte ſich wohler denn ſonſt und erzählte mehrere ſchnurrige Geſchichten, wovon mir eine ganz beſonders viel Spaß gemacht hat, ſie lautete: Während des deutſch-franzöſiſchen Krieges veranſtalteten einige Lebemänner aus der Finanzwelt zu Berlin ein feines Souper. Beim Deſſert kam die Rede unter anderem auch auf die Tapferkeit der deutſchen Truppen u. ſ. w. Ein Wort gab das andere und der Schluß war, es iſt ſchade, daß auch Juden darunter ſind, da dieſe keinerlei Anſpruch auf perſönlichen Muth, geſchweige auf Tapferkeit haben. Einer der anweſenden Financiers fühlte ſich durch dieſen Ausſpruch verletzt und meinte: Wohlan, ich bin erbötig den üblen Leumund meiner Glaubensbrüder herzuſtellen und auf eine Wette von zwanzigtauſend Thaler einzugehen, daß ich im Stande bin, einen jüdiſchen Soldaten zu finden, der eine franzöſiſche Fahne erobern und ſiegreich heimbringen wird. — „Und ich wette die gleiche Summe," unterbrach die Rede ein chriſtlicher Finanzmann, „daß ein Jude niemals im Kriege eine Fahne erobern wird." —

„Nun, wir wollen ſehen“ — ſchloß die Debatte, und die Wette wurde vor Zeugen angenommen.

Herr von X., der jüdiſche Banquier hatte bald einen Soldaten moſaiſchen Glaubens ausfindig gemacht, welcher ihm für ſeinen Zweck beſonders geeignet ſchien, und dieſem 20,000 blanke Thaler verſprochen, für den Fall, daß es ihm gelingen ſollte, eine franzöſiſche Fahne zu erobern, und den Beweis zu liefern, daß er dies auch wirklich erobert habe.

Es währte nicht lange, ſo kehrte der jüdiſche Militärsmann mit der verlangten Siegestrophäe auf deutſchen Boden zurück.

Zweifel aller Art wurden laut, allein ſie wurden ſammt und ſonders beſeitigt durch die Zeugenſchaft des Oberſten ſeines Regiments und alle übrigen Formalia, die in ſolchen Fällen für die Authenticität der That bürgt.

So war es denn wirklich wahr, das unmöglich Scheinende hatte ſich vollzogen; einem Juden war es gelungen, eine Fahne des Feindes zu erobern und im Triumphe heimzubringen!

Der jüdiſche Finanzmann frohlockte und gab ſeinem Collegen, der die Wette verloren und deſſen Parteigängern ein Souper, das an Feinheit der Gerichte, ſowie Vorzüglichkeit und Ueberfluß an Weinen ſelbſt noch jenes erſte

übertraf, welches zu der Wette Veranlaſſung geboten hatte. Nach Tiſche ſollte der tapfere Krieger, welcher, wie es ſeinem Verdienſte gebührte, zu der Tafel beigezogen worden war, die feſtgeſetzte Belohnung ausbezahlt bekommen. Der große Moment nahte. Der reiche Gönner nahm den Krieger bei Seite — dem Weine hatten beide Theile zuvor reichlich zugeſprochen — und ſagte zu ſeinem Bruder in Juda, ſobald er ſich mit dieſem allein ſah: „Höre Freund, das Geld iſt dir nun ſicher, hier liegt es; du aber ſage mir jetzt aufrichtig, wie haſt du es angeſtellt, die Fahne zu erobern, denn mir iſt die Geſchichte, ehrlich geſagt, noch immer nicht klar.“

„Wie ich es angeſtellt? — das iſt ungemein einfach“, entgegnete der Gefragte ohne Umſchweife. „Ich ſuchte und ſuchte ſo lange, bis ich einen franzöſiſchen Fahnenträger fand, der gleich mir ein Jude war, dieſen nahm ich bei Seite und ſagte zu ihm: Freund, ich weiß ein Geſchäft für dich, bei dem du baare zehntauſend Thaler verdienen kannſt — es beſteht darin, daß du mir die Fahne deines Regimentes überläßt. — Mir war natürlich leid um die zehntauſend Thaler, die ich ihm abgeben mußte, allein meine Calculation ging dahin, daß zehntauſend noch immer beſſer ſeien als Nichts. — Der Franzmann war auch nicht auf den Kopf gefallen und ging auf den Handel ein,

damit aber war uns beiden geholfen". Der Gönner lachte, schwieg und zahlte.

Dieses das drollige Geschichtchen, welches Wagner am Montag den 12. Februar 1883 Keppler erzählte, und das wir aus des Doktors Munde an jenem selben Abend noch vernommen haben.

Die Anekdote ist charakteristisch, einmal weil sie zeigt wie gerne Wagner schlechte Witze über das Judenthum machte, (wiewohl er im Herzen dem jüdischen Elemente ganz und gar nicht Feind gewesen, wie viele seiner gerade ja die Juden bewundernde Aussprüche bezeigen), und aber auch, weil ein Mann, der mit Humor solche Histörchen zu erzählen vermag, sich vollkommen wohl fühlen muß, was also am Vorabend von Wagner's Tod auch noch thatsächlich der Fall gewesen ist.

Der 13. Februar fiel auf einen Dienstag, es regnete in Strömen und der Himmel zeigte ein undurchdringliches Grau. An ein Ausgehen war nicht zu denken; der Ausflug mußte für diesen Tag desgleichen unterbleiben, überdies fühlte sich der Meister auch weniger wohl als am vorhergehenden Tage, nichtsdestoweniger bestellte er seine Gondel auf vier Uhr Nachmittags, wie gewöhnlich. Er hatte um sechs Uhr das Bett verlassen und arbeitete, ver-

muthlich um ſich zu zerſtreuen ohne Unterlaß während des ganzen Vormittags.

Wie es ſich nachträglich herausgeſtellt, hatten ihn noch während dieſes letzten Vormittags die Vorbereitungen zu den auf den Sommer dieſes Jahres fallenden Parſival-Aufführungen beſchäftigt, die er alle perſönlich von Venedig aus leitete, um jedes Detail ſich bekümmernd. Auch der Beſuch Capellmeiſter Lewy's galt verſchiedenen Auseinanderſetzungen diesbezüglich, die eine mündliche Rückſprache nothwendig gemacht hatten. — Gleich am Morgen erklärte Wagner, daß er bis zu der auf zwei Uhr feſtgeſetzten Speiſeſtunde nicht mehr geſtört werden wolle, einen Wunſch, welchem auch Frau Coſima jederzeit volle Rechnung trug, und das Zimmer ihres Gatten in ſolchem Falle nie betrat. — Nichtsdeſtoweniger befahl ſie Betty, der langjährigen vertrauten Dienerin des Hauſes, in dem anſtoßenden Zimmer zu verweilen, da der Meiſter am Morgen erwähnt hatte, ſich nicht ganz wohl zu fühlen, und leicht Etwas benöthigen mochte, das er dann jederzeit am liebſten aus den Händen der treuen Dienerin entgegennahm. Dieſe Anordnung war weder eine ungewöhnliche, noch von beſonderer Angſt dictirte, ſondern vielmehr ein längſt eingeführter und als zweckmäßig anerkannter Brauch.

Betty Bürkel ſaß alſo, wie an jedem anderen Tage

während der Stunden, wo der Meiſter in ſeinem Arbeitsſaale allein bleiben wollte, im Nebenzimmer, mit einer Handarbeit beſchäftigt. Die Vormittagsſtunden verſtrichen eine nach der anderen, ohne daß Wagner irgend welchen Wunſch ausgedrückt hatte. Frau Coſima kam mehr als einmal zu Betty und vernahm jederzeit dasſelbe: „der Meiſter arbeite, ginge ſeiner Gewohnheit gemäß ab und zu durchs Zimmer und habe noch nichts verlangt.“

Gegen 1 Uhr klingelte Wagner und fragte den eintretenden Diener: „Iſt die Gondel auf 4 Uhr beſtellt?“ — der Diener bejahte. „Gut“ und „außerdem wünſche ich auf meinem Zimmer zu eſſen — eine Suppe genügt — ich fühle mich nicht wohl.“ —

Auch das war keine Ausnahme, wenn Wagner gerade ſehr in ſeine Arbeit vertieft war oder ſich nicht ganz wohl fühlte, kam es häufig vor, daß er eine Kleinigkeit auf ſeinem Zimmer zu ſich nahm und erſt zum Nachtiſch unter den Seinigen erſchien. —

Schon wenige Minuten ſpäter brachte der Diener die gewünſchte Suppe. — Eine Zeitlang blieb alles ruhig im Zimmer, plötzlich vernahm Betty Bürckel ein haſtiges Auf- und Abgehen, hierauf ein wiederholtes und immer anhaltenderes Huſten. — Aufmerkſam gemacht, warf ſie die Arbeit bei Seite und näherte ſich geräuſchloſen Schrittes

der Thür. Es ſollte nicht lange währen, ſo vernahm ſie auch ein ſchmerzliches Stöhnen, das ſie in große Angſt verſetzte. Nichtsdeſtoweniger gebrach es ihr an Muth, des Meiſters Gebot zu verletzen und ungerufen einzutreten, allein die Beſorgniß ließ ſie nicht länger ruhen und ſie ſtand eben im Begriffe nach Frau Coſima zu gehen, als der leiſe Ruf: „Betty“ an ihr Ohr drang. —

Die tödtlich erſchrockene Dienerin ſtürzte hierauf in's Zimmer, welches wie ſchon erwähnt, durch einen Vorhang in zwei Theile getrennt war. — Hinter dieſem Vorhang aber gewahrte ſie den Meiſter auf dem Sopha hingeſtreckt, von ſeinem Pelze zur Hälfte bedeckt und die Füße auf einen gegenüberſtehenden Lehnſtuhl geſtützt. —

Die Züge des Meiſters waren, wie das Mädchen nachträglich erzählte, fürchterlich entſtellt und leiſe und mühſam entrangen ſich ſeinen Lippen die Worte: „Rufen Sie meine Frau und den Doctor.“

Es waren dieſes ſeine letzten Worte! —

In tödtlicher Beſtürzung lief die entſetzte Dienerin zu Frau Coſima. — Dieſe eilte nun ihrerſeits von Verzweiflung ergriffen in das Zimmer ihres Gatten, bei deſſen Anblick ſich ihr die ganze Größe der Gefahr aufdrängte. „Zum Arzt — ſchnell zum Arzt — holt Dr. Keppler“ war alles, was ſie hervorzubringen im Stande

war, während sie sich mit dem Leidenden befaßte, der alles willenlos mit sich geschehen ließ. —

In des Meisters Brust arbeitete und wühlte es ganz entsetzlich, allein er war unfähig, seinen Schmerz anders als in einem kläglichen Stöhnen und Röcheln Ausdruck zu geben. — Frau Cosima, selbst der Bewußtlosigkeit nahe, hielt dem Gatten die Hände und versuchte es mit all den Mitteln, die schon mehr als einmal über ähnliche krampfhafte Erscheinungen hinweggeholfen hatten, Erleichterung zu schaffen. Obgleich zu Tode betrübt, hatte sie immer noch nicht die ganze Größe der Gefahr erkannt, in welcher der von ihr so heißgeliebte Gatte schwebte. Sie wagte sich nicht mehr von ihm wegzurühren, zumal er plötzlich ruhiger geworden und sein Haupt auf ihre Schulter gesunken war. — Der Krampf schien nachgelassen zu haben, der Athem ging leise und Frau Cosima glaubte, der Meister sei in Schlummer versunken. — Sie hielt dies für ein gutes Zeichen, wagte selbst nicht mehr zu athmen, um den Theuren nicht zu stören und sah blos unverwandten Auges nach der Thür, durch welche jeden Augenblick der Doctor eintreten und wie sie sicher hoffte, Hülfe bringen würde. —

Die Bestürzung im Hause war bei der Nachricht von des Meisters plötzlichem Uebelbefinden eine so große, daß Alle schon den Kopf darüber verloren hatten. Drei Boten

waren jeder auf einem anderen Wege nach dem Doctor geeilt, die entsetzten Kinder kamen bis zur Thür und wagten nicht einzutreten, da im Zimmer alles stille und der Vater, wie sie glaubten, eingeschlafen war. — Eine qualvolle Stunde verging, ehe man Dr. Keppler aufzufinden vermocht und dieser den Weg nach dem Palaste bei aller Eile zurückgelegt haben konnte. — Bei seinem Eintritte (es war das erste Mal, daß er diesen phantastisch-prunkvollen Raum betrat), fand er Richard Wagner noch auf demselben Platze, auf welchem er hingesunken lag, als Betty Bürckel auf seinen leisen Hülferuf in's Zimmer gestürzt war. — Den Kopf hatte er an die Brust seiner Frau gelehnt, welche ihn mit beiden Armen zärtlich umschlungen hielt. — Der Kranke schien zu schlummern, Frau Cosima, welche nicht zu sprechen wagte, um den Leidenden nicht zu wecken, machte dem Doctor blos durch ein Zeichen verständlich, daß ihr Gatte nach dem Anfalle eingeschlafen sei. —

Der Arzt gab sich jedoch dieser Täuschung keinen Augenblick hin und hatte sofort erkannt, daß er es hier mit keinem Schlafenden zu thun habe. Er trat ganz nahe zu Wagner heran, befühlte Puls, Herz und Kopf und fand das Entsetzliche bestätigt.

Richard Wagner hatte aufgehört zu sein. —

Der Tod mußte bereits vor einer geraumen Weile eingetreten ſein, ohne daß die unglückliche Frau das Schreckliche auch nur geahnt hatte.

Dr. Keppler ſelbſt tief ergriffen von dieſer unerwarteten Kataſtrophe ſprach kein Wort, ſondern hob die Leiche mit ſtarken Armen empor und trug ſie auf das prachtvolle Ruhebett, deſſen Schilderung vorangegangen iſt. — Jetzt erſt, als der Todte ruhig gebettet auf ſeinem Lieblingslager ruhte, fand der Arzt die richtigen Worte, der unglücklichen Frau, die noch immer von dem Entſetzlichen keine volle Kenntniß hatte, die beklagenswerthe Thatſache mitzutheilen.

Frau Coſima hatte nicht ſobald die Worte: „Er iſt todt!“ vernommen, als ſie auch ſchon einen herzzerreißenden Schrei ausſtieß, ſich über die Leiche des Gatten warf und dieſe umſchlingend, bewußtlos zuſammenbrach.

Alle Bemühungen des Doctors, die unglückliche Frau vom Halſe des Todten loszureißen, blieben vergeblich und war ſie, ſelbſt als das Bewußtſein wieder zurückgekehrt, allen Zuſprüchen unzugänglich. Dr. Keppler aber fiel nun die traurige Aufgabe zu, den vor der Thüre in tödtlicher Angſt harrenden Kindern das ſchwere Unglück mitzutheilen, von dem ſie mit ſolch' unerbittlicher Wucht betroffen worden waren.

Wer wollte es wagen den namenloſen Jammer, den herzzerreißenden Schmerz zu ſchildern, welchen dieſe unvorbereitete Trauerkunde auf die den Vater vergötternden, von der Sonne des Glückes verwöhnten jungen Gemüther hervorbrachte! —

Mit der ganzen Furchtloſigkeit der vom Schickſale noch Ungeprüften ſahen ſie die zunehmenden Jahre des Vaters — ſie waren ja ſo ſicher, daß er noch zwei Decennien leben würde, daß ſie ſich mit dem Gédanken an ſeinen früher möglichen Tod gar nicht vertraut gemacht hatten. — Alle haben wir Mühe, an das phyſiſche Ende des Genius zu glauben, welchen wir unbewußt auch körperlich einer höheren Ordnung Geſchöpfe einreihen; deshalb ſind wir jederzeit ganz beſonders erſchüttert, wenn ein Großer unter den Großen des Geiſtes aus den Reihen der Lebenden abgerufen wird. Daß der Menſch, welcher Unſterbliches geſchaffen, ſelbſt ſterblich iſt, dagegen lehnt ſich unſer Inneres auf.

Wie alſo muß es aber erſt den Kindern zu Muthe geweſen ſein, ihn, den Vater, ſo jäh, ſo erbarmungslos ſich entriſſen zu ſehen. Ihr Schmerz war ſprachlos, ſie fanden keine Worte, keine Thräne, wie zu Stein verwandelt hatte ſie die Nachricht.

„Und die Mutter?!" — war das Erſte was ſie wieder

faſſen, denken konnten — die Mutter, die ohne den Mann ihrer Wahl keinen Tag leben gemocht in all den vielen Jahren — die Mutter, welche ein Theil ſeiner ſelbſt geweſen, die Mutter, welche ſie vor vier Jahren, als der Weg gleichfalls nach Italien ging, weil der Vater leidend war, tröſten wollten und deshalb auf einer Zwiſchenſtation heimlich die lange Wagenreihe eines Zuges abzählten mit dem kindlich-lieblichen Hintergedanken: ſo viele Wagen dieſer Zug hat, ſo viele Jahre wird unſer Vater leben — und als über neunzig herauskamen, dieſelbe hohe Nummer, welche zu erreichen dem ruhmreichen Vater mehr als einmal vorhergeſagt worden war, da jubelten ſie die frohe Mähre der Mutter in die Ohren; und nun — nun war Alles zu Nichte, alles zu Schanden gemacht. — Der Große, der Einzige, der Vergötterte und dazu ihr Vater, der geſtern noch heiter unter ihnen gewandelt, er war todt, todt, — todt!

„Und die Mutter?" fragten ſie abermals den Arzt und riefen ihm damit die ſchwere Pflicht ins Gedächtniß, die er nun der unglücklichen Wittwe gegenüber zu erfüllen hatte, und dabei geſellten ſich ihm die Kinder zur Seite und ſuchten im Vereine mit ihm, die, jeden Zuſpruch abweiſende, im Schmerz gleichſam erſtarrte Frau von der Leiche des Vaters loszureißen. —

Ein hochdramatiſcher Anblick, dieſes der Situation hohnſprechende Gemach — glitzernd und ſtarrend von Goldbrokat und gleisneriſch glattem Atlas — lachend in den Farbentönen des Irisbogens, flimmernd im künſtlichen Lichtſcheine unwandelbarer Sonnenhelle und in Mitte desſelben auf dem Lager, das Lebensluſt und Freude allein zu erſinnen vermochten, Er, der große Todte, über ihn gebeugt, von Schmerz zerwühlt, das eigene Leben verwünſchend und gewiß nur um der Kinder, ſeiner Kinder willen, ertragend, die Wittwe, das Weib, welches noch Stunden vorher an ſeinem Halſe gehangen, ſeine liebeswarmen Küſſe entgegengenommen und erwidert hatte, nicht an's Scheiden denkend! —

Ringsum die Kinder, geiſtig ſo hochbegabt, den Eltern ſo ähnlich, und vom Schmerz vernichtet, von dem erſten bangen Gefühl endloſer Leere übermannt! —

Welch eine Gruppe unvergeßlicher Tragik, für jene, die ſie geſchaut! Und draußen ſchwoll der Strom der Neugierigen von Minute zu Minute. Die Nachricht von des Meiſters plötzlicher, bedenklicher Erkrankung hatte ſich wie ein Lauffeuer über Venedig verbreitet. Schon flog der elektriſche Funke in die weite Welt hinaus und verkündete das muthmaßliche Erbleichen des Meteors, das Jahrzehnte hindurch die Gebildeten einer Welt in Athem

gehalten hatte. Schon pilgerten Theilnehmende und Neugierige zu den Pforten des Palaſtes; fragten, beſtürmten und mußten ſich mit einem Achſelzucken, mit bedenklich erhobenen Blicken der Hausleute begnügen.

„Richard Wagner war ſehr krank geworden und nun weile der Arzt an ſeinem Lager.“ Mehr wußte um halb vier Uhr Nachmittags am 13. Februar zu Venedig noch kein Menſch. Endlich kam Dr. Keppler die Treppe hinunter in den Hofraum. —

„Der Arzt, der Arzt“ — hörte man von allen Seiten und Jeder näherte ſich demjenigen, deſſen Ausſpruche Alle entgegenharrten.

„Richard Wagner iſt vor einer Stunde in Folge einer Herzlähmung geſtorben,“ ſprach der Doktor tiefergriffen und mit entblößtem Haupte zu der erwartungsvoll geſpannten Menge, worauf er unverzüglich davon eilte, denn viele waren die traurigen Obliegenheiten, welchen er in den nächſten ſechsunddreißig Stunden gerecht zu werden hatte. — Die rathloſe, vom Schmerz gebeugte Familie hatte er mittlerweile der Obhut und dem Schutze ihres beſten Freundes, dem Lieblinge des Meiſters, dem Maler Paul Schukowsky übergeben. —

„Richard Wagner todt, todt“ — murmelten alle Stimmen durcheinander, und hinaus wälzten ſich die eiligen

Wogen, die allezeit zu Trägern böſer Nachrichten werden, — hinaus in den weiten Strom des öffentlichen Lebens, wo ſie brauſend mit der ganzen ihnen innewohnenden elementaren Kraft anſchlugen, daß der Boden auf den ſie fielen, ächzte und ſtöhnte. Eine Stunde ſpäter hatte ſich die Trauerkunde über die ganze Stadt verbreitet, in den Caffeehäuſern, an den Straßenecken riefen ſich die Leute zu: „Riccardo Wagner il famoso tedesco, Riccardo Wagner il gran Maëstro del Vendramin è morto!“ (Richard Wagner der berühmte Deutſche, Richard Wagner der große Meiſter aus dem Vendramin iſt todt!) Darüber aber war eine unbeſchreibliche, ja thatſächlich vom italieniſchen Standpunkte unbegreifliche Bewegung entſtanden, die einmal wieder ſo recht die Macht des Genius beſtätigte.

Seit Garibaldi's Tode hatte keine Nachricht ſolchen Eindruck auf die Maſſen gemacht, wie der plötzliche Tod des großen Meiſters; und ſeine Größe wurde hier doch nur zumeiſt geahnt, nicht begriffen.

Der Regen fiel in Strömen nieder, von Ferne grollte der Donner, wie zur Sommerszeit und Wetterleuchten hellte auf Sekunden das im Unwetter zürnende Himmelsgewölbe auf. — Der elektriſche Funke aber arbeitete ohne Unterlaß und trug nach allen Richtungen der Windroſe

die herzbedrückende Kunde von dem Ableben eines der mächtigſten Geiſter aller Zeiten.

Auch wir waren in jener Stunde auf dem, von Leuten aller Sphären belagerten Telegraphenamte und hatten Gelegenheit Luigi, des Meiſter's Gondolier zu ſprechen, welcher ſoeben im Begriffe ſtand, Depeſchen der Familie Wagner nach München und Berlin aufzugeben. — Luigi vermochte vor Rührung kaum zu ſprechen; er hatte in der Eile und Beſtürzung Wagner's Regenſchirm ergriffen und zeigte uns denſelben mit den Worten: „Und zu denken, daß er ihn geſtern noch getragen, der gute, brave, einzige Herr, der nie ein böſes Wort gegen uns gehabt, wenn er auch noch ſo elend war. — Hier, hier, ſehen Sie ſeinen Namen“ — und er zeigte uns den Elfenbeinknopf mit den Initialen R. W. „Und nun mußte er ſterben, per bacco, wie viele konnten an ſeiner Statt aus der Welt gehen! — Poveretto, Poveretto!“ — und der Mann überließ ſich rückhaltslos ſeiner naiven, aber aufrichtigen Trauer.

Da es mit dem Depeſchenaufgeben ſeine gute Weile hatte — fünftauſend auf Wagners Ableben Bezug habende Depeſchen fanden ihren Weg in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar und am darauffolgenden Tag von Venedig aus in die fernſten Fernen — näherte ſich uns Luigi noch einmal. „Selbſt ſeine kleine Katze“ — fuhr der treue

Diener in ſeinem Bedürfniß nach Mittheilung fort — „er hat ſie erſt zwei Monate und kam damals gerade zurecht, um ſie vor dem Erſäufen zu retten, wollte heute nichts anrühren, das Thier weiß, was es verloren, es war ſtets hinter dem Maëſtro her."

XIII.

Draußen rollte das Rad der Zeit weiter — die große Nachricht machte zur Stunde ihren nächtlichen Weg und klopfte an Königsthüren und Preßbureaux; im Palazzo Vendramin aber ſpielte ſich der letzte Akt des ſchmerzlichen Trauerſpiels ab, deſſen Held e r war, der ſo Schaurig-Großes, ſo Weltenbewegendes zur Zeit ſeines Schaffens den Mitlebenden vor Augen zu bringen gewußt, in Worten und Tönen an Herz und Nieren Greifendes vorzuführen verſtanden hat.

Er ſelbſt, der König der Tonkunſt, lag noch immer bleich und ſtarr auf den koſtbaren Pfühlen ſeines prunkvollen Ruhebettes, neben ihm von Schmerz übermannt, das reiche, lange, blonde Haar aufgelöſt — wie er es geliebt — ſein Weib.

Das Auge ſtarr auf ihn gerichtet, mit ihrem Odem ſein todeskaltes Antlitz, ſeine Hände wärmend — mit den Haaren, die ihm ſo theuer geweſen, die ſpärlich aber um ſo bitterer fließenden Thränen trocknend, für jeden Eindruck der Außenwelt ſtumpf und unzugänglich, für jedes Wort, und kam es ſelbſt von den Lippen ſeiner Kinder, empfindungslos, ſo lag ſie neben dem erſtarrten Leichnam desjenigen, der für ſie kein Mann, ſondern ein Gott geweſen war!

Und die ganze lange Nacht blieb ſie ihm zur Seite, allein bei ihm, ohne zu ſprechen, ohne einen Tropfen Labung zu ſich zu nehmen, — immer leiſe ihm zuflüſternd, was ihre Liebe, die unſäglich tiefe Empfindung, welche ſie für ihn gefühlt, ihr in der Stunde des Scheidens eingeben konnte.

Nicht allein ſollte er die erſte Nacht im Reiche des Todes zubringen — nicht allein — ſie wollte über ihn wachen, ſolange man ihr ſeine irdiſche Hülle noch nicht entriſſen, in das geliebte Antlitz blicken, ſolange ſie noch dieſes Anblickes theilhaftig werden konnte. Die Anderen würden den traurigen Pflichten nachkommen, ſie war deſſen nicht fähig.

Sie kannte nur eine Pflicht, bei ihm zu bleiben, der ſie im Leben ſo namenlos, ſo unveränderlich geliebt hatte, deſſen großes, tiefes Herz ſie ſo voll und ganz beſeſſen!

Jede Stunde, die verſtrich, ſtärkte ihren Entſchluß, ſie wachte die ganze, lange Nacht bei ihm, ſie verließ ihn den kommenden Tag nicht eine Minute, ſie nahm nichts zu ſich, ſie ſprach nichts, ſie gedachte nicht ihrer Kinder, denn ſie vergaß, daß ſie überhaupt noch lebte. —

Sechsundzwanzig volle Stunden war ſie nicht von ſeiner Leiche loszureißen, und wer weiß, ob ſie ſelbſt dann noch den todten Gatten verlaſſen haben würde, wäre ſie nicht einer phyſiſchen Ohnmacht, die ihr das Bewußtſein raubte, erlegen, — eine Erſchöpfung, die Dr. Keppler und die Kinder nützten, um ſie den Armen des Todten zu entreißen und ihr einige Tropfen ſtärkenden Weines einzuträufeln.

Als ſie jedoch wieder zum Bewußtſein kam und die Schwere ihres Looſes von neuem zu faſſen vermochte, da ſprach ſie zum erſten Male wieder und zwar folgende Worte:

„Es iſt eine Schande, daß ich noch lebe, würde ich geſtorben ſein, Richard hätte ſich ſofort getödtet!“

Solcher Art war die Gattenliebe, welche dieſe zwei ungewöhnlichen Menſchen verband. Der Schmerz Frau Coſima's war ein imponirender und desjenigen würdig, dem er dargebracht wurde.

Mit Ihm, mit dem Großen, welchen ſie ſo glücklich geweſen, Jahre hindurch ihr Eigen zu nennen, mit ihm war auch ihr Lebenslicht verlöſcht, die Sonnenhelle aus ihrem Daſein geſchwunden.

Und während die Trauernde, in dumpfem Schmerz Hinbrütende, Zeit, Ort und die drakoniſche Nothwendigkeit der endlichen Trennung von dem geliebten Todten vergaß, eilten in den weiten Palaſteshallen Freunde und Verehrer haſtig auf und nieder, um alles zu einer großen, des Mannes, der da drinnen ſtumm und kalt lag, würdigen Feier vorzubereiten.

Der prächtige Sarkophag aus Bronze war mittlerweile aus Wien verſchrieben worden.

Mit der Einbalſamirung wurde Dr. Keppler betraut, der Abgeſandte des Königs von Bayern ſtündlich erwartet.

Der Deputirte der Stadt Venedig war nach dem Palaſte geſandt worden, um der Wittwe des großen Ton- und Wortdichters im Namen der Stadt ein Condolenzſchreiben zu überbringen, welches ihr die Theilnahme auszudrücken verſuchte, die Venedig an ihrem Leid nahm, und ihr zugleich mittheilte, daß die Stadt eine, dem großen Todten würdige Trauerfeierlichkeit in Ausſicht genommen hatte.

Frau Coſima ließ durch ihren treuen Freund und Berather Paul Schukowsky ihren tiefgefühlten Dank für

dieſe Auszeichnung kund geben, erklärte jedoch gleichzeitig, daß ſie beſchloſſen, ihren todten Gemahl in aller Stille fortzubringen.

Kränze der prächtigſten Art wurden im Palaſte abgegeben, als vorzüglichſter darunter der Ehrenkranz des Königs von Bayern und ein ſchwarz-goldener vom Könige von Italien; ferner ein reicher Kranz vom Circolo artiſtico, mit der Inſchrift: „Venezia a Riccardo Wagner.“

Zahlloſe Blumenſpenden von anderen Vereinen und Privatperſonen gingen ein, darunter Kränze von der Fürſtin Hatzfeld und deren Töchter. Erſtgenannte Dame und Haus Richter aus Wien waren von Fremden die einzigen Perſonen, welche den Meiſter im Tode ſchauen durften.

Fürſtin Hatzfeld, ſelbſt ſchon in vorgerückten Jahren, und eine glühende Verehrerin Wagner's, wurde bei der plötzlichen Nachricht von deſſen Tode, welchen man ihr, als ſie ſich Dienſtag den 13. Februar zu Tiſche ſetzen wollte, hinterbrachte, von einer bedenklichen Ohnmacht befallen, eilte aber nichtsdeſtoweniger, ſobald ſie wieder zum Bewußtſein gelangt war, zu ihrem todten Freunde nach dem Vendramin-Palaſte.

Auf Wunſch König Ludwigs II. von Bayern ſollte die Leiche Richard Wagners bis zum Eintreffen ſeines Abgeſandten nicht berührt werden.

Herr Banquier Groß, einer der Mitbegründer des Bayreuther Theaters, war dazu ausersehen, die Wünsche seines Königs in Bezug auf die Verfügungen über dessen todten Freund auszuführen. — Allein der Zustand der unglücklichen Frau war solch' ein verzweifelter, daß sie Niemanden, auch selbst nicht den Abgesandten des Königs, zu empfangen im Stande war.

Fräulein Daniela von Bülow, Herr Paul von Schukowsky und Dr. Keppler empfingen Herrn Groß, sowie sie die zahllosen Beileidsbezeugungen und Depeschen entgegen nahmen und die nöthigen Anordnungen zur Leichenfeier und Abfahrt vorbereiteten.

Spezialkorrespondenten und Berichterstatter aus allen Gauen waren mittlerweile in Venedig eingetroffen und hatten sich in den geräumigen Hallen des fürstlichen Vendramin-Palastes installirt, hastig alles zu Papier bringend, was sie sahen und hörten.

Bis zu dem Todten selbst drang jedoch Niemand, noch hat Jemand die Räume also gesehen, wie diese zur Zeit, als der Meister dieselben bewohnte, gewesen sind. Stündlich harrte die Familie der Ankunft des Schwiegersohnes, des Grafen Gravina aus Palermo, und Franz Liszt's aus Pest entgegen. — Beide jedoch waren leider nicht im Stande, rechtzeitig in Venedig einzutreffen.

In der Zwiſchenzeit war Richard Wagner's Todtenmaske von dem hieſigen ſehr bedeutenden Bildhauer Benvenuti abgenommen worden. Dr. Keppler aber hatte mit Hülfe ſeines Aſſiſtenten die Leiche, an welche bis zum Eintreffen des Abgeſandten König Ludwigs von Bayern nicht gerührt worden war, nach dem nächſten Zimmer übertragen. Dort wurde an derſelben die Einbalſamirung nach dem Wickersheim'ſchen Verfahren — einem ausgezeichneten Präparate*) — vorgenommen.

Nachdem die Einbalſamirung vollzogen war und der Meiſter mit ſeinem ſchwarzen Seidenflaus angethan und das ſchwarze Sammtbarett auf dem Kopfe in dem koſtbaren Sarg lag, ſah er wunderſchön aus. Frau Coſima kniete in ſtummer Verzweiflung zu Füßen der Bahre. — Dies war Donnerſtag den 15. Februar in ſpäter Abendſtunde — ſie hatte ſoeben ihr prächtiges langes blondes Haar abgeſchnitten, das Richard Wagner ſo ſehr geliebt, und daſſelbe in einem rothen Atlaspolſter dem Todten auf die Bruſt gelegt, — ſie ſelbſt aber bis zur Stunde weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen, wie ſie ſich denn überhaupt in einem bedenklich ernſten Zuſtande befand.

*) Wer ſich für den Gegenſtand intereſſirt, der ſchlage den „Medicinal-Kalender für den Preußiſchen Staat“ für 1881. Berlin, Verlag von Aug. Hirſchwald, S. XXXVI nach.

Und nun war der Augenblick des Unvermeidlichen nicht länger mehr hinauszuſchieben. — Die Abfahrt ſollte noch Donnerſtag Nachts erfolgen. Draußen am Bahnhof ſtanden die Wagen, welche den großen Todten über die Alpen heimwärts bringen ſollten, ſeit 24 Stunden bereit. Allein Vieles blieb noch zu thun übrig und die Abreiſe wurde ſomit auf Freitag den 16. Februar um 2 Uhr Mittags anberaumt.

XIV.

Die letzte Nacht im Vendramin-Palaſte wird allen jenen unvergeßlich bleiben, die ſie miterlebt; die ganze Familie wachte zuſammen an dem offenen Sarge des Unerſetzlichen und ſie alle wurden nicht müde, ſich wieder und immer wieder die Züge des Verblichenen einzuprägen, die zu ſchauen ihnen ja nur noch kurze Zeit vergönnt ſein ſollte.

Die Kinder warfen ängſtlich ſcheue Blicke nach der Mutter und wagten ſie, die ein Bild ſtummer Verzweiflung, ihres Haarſchmuckes beraubt, daſaß, als wäre auch aus ihr alles Leben gewichen, mit keinem Worte zu ſtören.

Und er, der ihnen Alles geweſen, er, der jede auch die kleinſte Sorge mit ihnen getheilt hatte, er ſah theil-

nahmslos zu und ſchlief ſanft „den langen Schlaf der Müde“ unbewegt bei allem ihren Leid und Kummer!

— — — — — — — — — — — —

Freitag ſchimmerte und glänzte die Sonne ſchon am frühen Morgen und der Himmel war wie ausgefegt.

Im Hofe des Palaſtes Vendramin herrſchte ein aufgeregtes Treiben, die Dienerſchaft in tiefer Trauer eilte hin und her, die Vertreter der Preſſe Italiens ſowie des Auslandes beobachteten aufmerkſam jeden Vorgang und ſuchten vergebens ſich den Eintritt in das Sterbegemach zu erwirken.

Unter den Muſikern fielen uns beſonders Hans Richter aus Wien, Teſſarin aus Mailand, der Direktor des hieſigen Conſervatoriums Graf Contin von Caſtelſeprio und Profeſſor Frontali auf. Letzteren hörten wir gegen Schukowsky die Bitte ausſprechen, den Meiſter nur noch einmal ſehen und ihm die Hand küſſen zu dürfen. (Frontali hatte anläßlich der hier ſtattgefundenen Aufführung von Wagners „Jugendſymphonie“ viel mit dem Meiſter verkehrt). Wir ſahen hierauf, wie Paul Schukowsky ſich entfernte und ſchon nach einigen Augenblicken wiederkam, um Frontali ſein Bedauern auszudrücken, daß er ihm den ſo begreiflichen Wunſch nicht erfüllen konnte. —

Auch die Vertreter des Municipiums erſchienen, um

der Wittwe von Neuem ein dem großen Todten würdiges Geleite im Namen der Stadt Venedig anzubieten; allein Frau Cosima lehnte diese Ehrenbezeugung, so wie das erste Mal auch jetzt wieder dankend ab, ihre Wünsche auf die Absperrung des Bahnhofes und das Unterbleiben jeglicher Trauermusik beschränkend, vor welcher sie in ihrem namenlosen Weh ängstlich zurückschreckte.

Nur ungern kam die Municipalität dem unerschütterlichen Wunsche Frau Cosimas nach und verzichtete, wiewohl bedauernd, auf die geplante und mit großen Vorbereitungen verbundene Sympathiebezeugung, durch welche sie Richard Wagner's Andenken zu ehren beschlossen hatte.

Der Palast war nach der Straßenfront zu, wegen des großen Andranges von Seite des Publikums, mit Sicherheitswachen umstellt. —

Dr. Keppler befand sich vom frühen Morgen an im Palaste, um im Vereine mit den Herren Paul Schukowsky, Groß, Passini und Ruben die vielen noch zum Leichentransport und der Abreise der Familie nothwendigen Vorkehrungen treffen zu helfen. —

Gegen die zwölfte Stunde begann man mit der Absendung von Kisten und Koffern, welche auf speziellen Gondeln nach dem Bahnhofe gebracht wurden, da die

Familie beſchloſſen hatte, ihr geſammtes mit ſich geführtes Eigenthum ſofort nach Bayreuth zu bringen. —

Verſchiedene Möbelſtücke, welche dem beſonderen Gebrauch des todten Meiſters gedient hatten und jetzt als theuere Reliquien behandelt wurden, brachte man nunmehr herunter; es waren dies: ein rothes Damaſtſopha, worauf jener Pelz lag, welcher Richard Wagner während der letzten Stunde ſeines Lebens bedeckt hatte; ferner der Lehnſtuhl auf dem der Sterbende die Füße geſtützt und endlich der Papierkorb aus ſeinem Arbeitskabinete. — Dieſe Gegenſtände nahmen eine Gondel für ſich allein in Anſpruch und ſollten in einem Perſonenwagen mitgeführt werden, um gleichzeitig mit der Familie den Weg nach dem Norden zurückzulegen.

Wenige Minuten ſpäter wurde auch noch das Bett heruntergebracht, in welchem der Meiſter während dieſer letzten Monate ſeines Lebens geruht hatte und das fortan die Lagerſtätte ſeiner Wittwe bleiben wird. — Nebſt dem Bette konnte man aber auch ein großes, hölzernes, ebenſo breites als langes Gerüſte ſehen — es war dies das Gerippe jener koſtbaren Rieſenottomane, die den Mittelpunkt von Richard Wagner's Arbeitszimmer gebildet hatte.

Dazwiſchen ſah man jeden Augenblick Telegraphendiener mit Depeſchen einlangen, denn aus der ganzen Welt

kamen während dieſer drei Tage Beileidsbezeugungen, und zwar belief ſich deren Zahl ſchon am zweiten Tage nach Wagner's Tode auf dreihundertachtzehn Telegramme. —

Unter dieſen Zurüſtungen war die Uhr halb Zwei geworden, die Sonne glänzte und das Waſſer ſchimmerte im verlockendſten Grün. Die wenigen, im inneren Hofe des Palaſtes ſtehenden insgeſammt in einer oder der anderen Weiſe an den Vorgängen betheiligten Perſonen fingen an, Spalier zu bilden, — ſo ihnen der Zeiger der Uhr verkündete, konnten es nur noch Minuten ſein, die ſie von dem großen Momente trennten, in welchem man den Todten durch die Hallen hinaustragen und der ſpiegelnden Fluth anvertrauen würde. —

Der letzte Aufzug innerhalb des prächtigen Baues, welchem die Ehre zu Theil geworden war, den hohen Genius ſo viele Monate hindurch zu beherbergen, begann.

Tritte wurden vernehmlich und acht Männer, darunter Hans Richter, Paul Schukowsky, Dr. Keppler, Paſſini, Ruben, Contin und Frontali kamen mit dem ſchweren, prächtigen, von vier Löwenköpfen verzierten Bronze-Sarkophag die breite Treppe herab und traten damit hinunter.

Unter ehrfurchtsvollem Schweigen ſchritten die Männer mit ihrer vornehmen Laſt durch die ernſten Reihen und bedächtig trugen ſie den Todten zur Gondel. — Hin-

terher kamen die Diener des Hauſes mit zahlloſen Kränzen und Blumenſpenden, womit der Sarkophag überdeckt und noch eine ganze zweite Gondel gefüllt wurde. —

Eine feierliche Pauſe trat ein, jeder hatte das bange Gefühl einen Anblick ertragen zu müſſen, der ihm an's Herz greifen würde, denn die Freunde, welche dem Todten das Ehrengeleite gegeben, waren bereits zurückgekehrt in die verödeten Räume, um Wittwe und Kinder abzuholen zu dieſer letzten traurigen Fahrt durch die Stadt, welche ihnen ſo lieb geweſen und in der ſie ſo Trauriges erfahren ſollten! —

Nach einer kleinen Weile erſchien Frau Coſima am Arme Dr. Keppler's, den kleinen Siegfried, des Meiſters einzigen Sohn an der Hand führend. — Ihre tiefverſchleierte, hochgewachſene, ſonſt ſo aufrechte Geſtalt ſchien völlig gebrochen. — Ihnen folgten Paſſini mit Wagners Tochter Daniela, die Herren Schukowsky und Ruben führten die beiden anderen Töchter, Iſolde und Evchen. —

In tiefſter Stille durchſchritten die Leidtragenden die ehrerbietig Platz machende vom Schmerze der Trauernden ſichtlich ergriffene Menge. — Lautlos betraten ſie die ſchwarz gedeckten Gondeln, lautlos glitten ſie in den lebloſen Fahrzeugen die lange Waſſerfläche des Canal Grande

entlang, die Blicke unverwandt voraus auf das Schifflein gerichtet, das vor ihnen ſchwamm und das den reich mit Lorbeer und Palmen geſchmückten Sarkophag trug, in dem der theuere Todte ruhte.

Hell ſchien die Sonne an dieſem 16. Februartage, übermüthig ſpiegelte ſie ſich in der grünblauen ſonnedurchwärmten Waſſerfluth, ſchwermüthig neigten die Bäume vom Winde bewegt aus dem Garten des Vendraminpalaſtes ihre Zweige, als wollten auch ſie dem großen Verſtorbenen ihren Scheidegruß darbringen. — Von Ferne tönten die Glocken von einem der vielen Thürme der an Campanili ſo reichen Stadt, es war dies die einzige Muſik, welcher ſich das empfindliche und unduldſam gewordene Ohr der Wittwe nicht hatte verſchließen können. — Ein traurig banger Klang, bei dem ihre Thränen von Neuem unaufhaltſam zu fließen begannen und ihr Herz vor Wehmuth ſchier verging.

Wie oft hatte ſie dieſen Weg an ſeiner Seite zurückgelegt — wie oft ſeine entzückten Ausrufe über die Wunderſtadt vernommen! — Ja, damals ſchien die Sonne nicht allein warm, ſondern ſie fühlte auch ihre wärmenden Strahlen, freute ſich ihrer und war glücklich dabei, ſaß ſie doch an ſeiner Seite! —

Heute war er von ihr geriſſen — Hohn ſchien ihr

die Pracht des Tages, Zerrbilder die Wunderbauten der einzigen Stadt! —

— — — — — — — — — — — —

Und endlich erreichten sie die Stelle, von welcher aus sie die brausenden Dampfwagen hinwegführen sollten nach dem festen Lande, durch Thäler und Auen, über Hügel und Berge der deutschen Heimath, dem vaterländischen Boden zu, um den Beherrscher zweier Reiche der Kunst der Erde zurückzugeben, die ihn mit Stolz den Ihren nennen durfte.

Dem Wunsche der Wittwe gemäß war der Bahnhof abgesperrt und blos einige Spitzen der Behörden zugegen, welche es sich nicht nehmen ließen, dem großen Dichter-Componisten diese letzte Auszeichnung zu Theil werden zu lassen. —

Der prächtige, schwarz dekorirte Todtenwagen, welchen die „Concordia", Leichenbestattungs-Gesellschaft aus Wien, nach Venedig gesandt hatte, stand zur Aufnahme der Leiche bereit; an diesen schloß sich der Salonwagen, in welchem die Familie in Begleitung ihrer Freunde, welche den Leidtragenden eine Strecke Weges das Geleite geben wollten, Platz nahm. Beide Wagen wurden an den um 2 Uhr abgehenden Schnellzug angehängt. Erst von Vicenza aus sollte der Trauerconduct seinen Weg über Verona, Ala,

Kufstein, München mittelst vorausbestellten Extrazugs fortsetzen nach Bayreuth, der letzten Ruhestätte des Meisters.

Nachdem die Trauernden mit ihren Begleitern in den zwei Salonwagen Platz genommen hatten, wurden die Vorhänge an den Fenstern sorgfältig zugezogen, das letzte Glockenzeichen erscholl und von dannen sauste der Zug, welcher den todten Richard Wagner aus der Lagunenstadt hinweg heimwärts über die Alpen führte.

Ein Gefühl unendlicher Bangigkeit bedrückte unser Gemüth, — jetzt erst fühlten wir den schmerzlichen, unersetzlichen Verlust in seinem ganzen Umfange, welchen wir und mit uns die Welt erlitten.

„Doch seine Werke sind unsterblich!“ —

Wir und die ungezählte Schaar seiner Verehrer sagten es uns, und doch vermochte sich unser Geist nicht abzuwenden von den gewaltigen Vorgängen der letzten Tage, unser Herz keinen Trost zu finden! —

Unbewußt lenkten wir unsere Schritte zurück zu den Palasteshallen, die der große Hingeschiedene bewohnt, und

erbaten uns die Erlaubniß, noch einmal die Räume durchschreiten zu dürfen, in welchen Alles und Jedes so mächtig die Erinnerung an ihn, an die letzten Tage seines irdischen Wallens wachrief. — Ganz von seinem Bilde erfüllt, schritten wir die lange Zimmerreihe durch, in welchen noch der Rosenduft — des Meisters Lieblingsparfüm — vorherrschte. Mit den Gefühlen tiefer Wehmuth verweilten wir in dem nun seiner Pracht entkleideten Zimmer, in welchem Richard Wagner gearbeitet hatte bis zum letzten Augenblick seines irdischen Daseins. —

Betty Bürkel, die treue Dienerin des Wagnerischen Hauses war die Einzige, welche noch zurückgeblieben war, und emsig beschäftigt, die vielen noch übrigen Gegenstände zu verpacken; jene selbe Dienerin, welche vom Schicksal ausersehen gewesen, die letzten Worte des Sterbenden zu vernehmen, dieselbe die sein brechendes Auge geschaut, als es hilfesuchend um sich blickte.

Wie uns Dr. Keppler versicherte, muß der Todeskampf des Meisters ein überaus harter gewesen sein, besonders dadurch erschwert, daß ihm die Stimme völlig versagte.

„Erlösung dem Erlöser!"

Diese sinnig großen Worte aus der erhabenen Parsifaldichtung schrieb der Wiener Wagnerverein als Motto

30 DAY USE

30 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

MUSIC LIBRARY

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

APR 12 1979

LD21A–10m–10,'74 (S1945L)

General Library
University of California
Berkeley

ML410.W11.P3

C037090579

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C037090579

[redacted]

DATE DUE

Music Library
University of California at Berkeley

[redacted]